

# Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

1877.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

## Der Erbonkel.

Novelle von Ernst von Waldow.

(Fortsetzung.)

Das gutmüthige Mädchen machte sich aber bereits Vorwürfe über diese Heiterkeit auf Kosten eines immerhin bedauernswerthen Menschen. „Es ist häßlich von uns, Jakob, daß wir darüber lachen, weil Onkel Jakob unglücklich geliebt, — sind wir denn glücklich?“

„Eigentlich nicht,“ meinte der Bursch und fuhr sich mit den Fingern durch sein Kraushaar, „und wenn man sich nicht manchmal tröstete und sich Muth einspräche gegenseitig, dann wär's nimmer zum Aushalten.“

Wahrscheinlich wollte Jakob die Wirksamkeit dieses Trostes sofort probiren, denn er schlang seinen Arm um Röschens Nacken und drückte einen siebenten Kuß auf ihren rothen Mund.

„Süßes Röschen!“

„Lieber, theurer Jakob!“

„Still! — Hörtest du nichts?“

„Nein!“

„Aber ja — es knistert in den Zweigen — jetzt wieder!“

Das Mädchen warf einen ängstlichen Blick zurück und gewahrte dabei, daß es bereits zu dunkeln begann, — in den Büschen rechts rauschte es verdächtig.

„Nach' fort!“ flüsterte Röschen angstvoll.

Auch Jakob hatte ein Geräusch vernommen, deshalb zog er seine langen Beine sehr schnell an sich, um sie darauf jenseits der Mauer wieder herabgleiten zu lassen, als er sich aber eben zum Sprunge anschickte, fühlte er, wie eine feste Hand ziemlich unsanft eben eins dieser vorerwähnten langen Beine packte, was ihn sofort veranlaßte, alle beide wieder an sich zu ziehen, wodurch er fast wie ein Türke oben auf der Mauer hochte. Zugleich gewahrten die geschärften Blicke des Aermsten drei weibliche Gestalten, die auf dem Bleichplatze im Schatten der Mauer standen, und zu seinem Entsetzen erkannte er die Hofrätin, Adalgunde und Tante Emmerenzia.

Die letztere hatte den kühnen, thätlichen Angriff gegen ihn unternommen und kispelte ihm jetzt, so laut sie es vermochte, höhnißch zu: „Ei, Jakobchen, du bist es? Ich dachte gar, hier einen Spitzbuben zu fassen, der Lust hat auf die Augustäpfel in Nachbars Garten. Schau, schau, was willst denn du hier?“

Der mutthige Bursche würde der bössartigen, alten Jungfer, ob sie auch seine Tante war, sicherlich eine wenig ehrerbietige Antwort gegeben haben, wenn nicht in diesem Augenblick die

Stimme der gefürchteten Schwiegermama in spe sich hätte vernehmen lassen:

„Mein Herr, als Sie sich um die Hand meiner jüngsten Tochter Rosa bewarben, sagte ich Ihnen bereits sehr deutlich, daß Ihre Stellung in der Welt —“

Die feierliche Rede wurde durch das Hinabpoltern zweier großer Steine unterbrochen, die bei einer Bewegung Jakobs, dessen Stellung auf der Mauer oben vorläufig wenigstens eine sehr ungesicherte war, in's Rollen gekommen waren.

Ein klägliches Aufschrei gelte durch die abendliche Stille: ein Stein hatte Tante Emmerenzia's vorgestreckten rechten Fuß empfindlich getroffen.

„Du böser Bube!“ züchte sie herauf, während Jakob, seine gefährdete Lage momentan vergessend, spöttisch herabrief:

„So soll es allen schlimmen alten Jungfern gehen, die aus Neid, weil sie selbst sitzengelieben sind, andere glückliche Liebespaare verfolgen!“

„Mein Herr,“ zürnte Dame Edeltrud, „Sie bedienen sich soeben eines Ausdrucks, der auf Ihr Verhältniß zu meiner Tochter nicht paßt und — merken Sie wohl auf! — niemals passen wird! Ich will diese empörende Szene nicht noch länger ausspinnen, verlange aber, daß Sie sich schleunig entfernen und es nie wieder versuchen, auf derartigen Schleichwegen das Herz eines unreifen Kindes zu bethören und zum Ungehorsam zu verführen.“

„Ja, ein elender Verführer ist dieser Bube, der vermeint, die Erbschaft Onkel Jakobs zu erschleichen!“ geiferte Emmerenzia, wüthend gemacht durch Jakobs schmähende Worte.

Da ließ sich Röschens Stimme sehr deutlich vernehmen und ihr blondes Köpfschen erschien am Rande der Mauer:

„Das ist eine schändliche Lüge, Tante Emmerenzia!“ Obgleich im ersten Moment der Ueberraschung und des Schreckens gewillt zu fliehen, war die tapfere Kleine doch sogleich umgekehrt, als sie die Gefahr erkannte, in welcher ihr Geliebter schwebte. Jetzt war ohnedies schon alles entdeckt, schlimmer konnte es nicht mehr kommen. Nun galt es, dem Sturme Troß zu bieten.

„Ei, sieh' da, Röschen, das Fräulein Nichte nimmt sich ja des braven Jakob recht warm an; na, Frau Schwägerin, da wird man doch wohl gratuliren können! Röschen ist auch der Liebling des „Erbonkels“, dem sie zuerst den Namen in's Gesicht gesagt hat —“

„Was die übrigen hinter dem Rücken thaten!“ lachte Röschen, die ihre gute Laune wiedergewann.

„Jungfer Naeweis!“ murmelte Emmerenzia ärgerlich. Dann schickte sie sich zum Rückzuge an, da sie aber die stolze Hofrätthin auch noch zu demüthigen wünschte, sagte sie mit einem tiefen Bückling: „Einen schönen guten Abend, Frau Schwägerin, und nichts für ungut. Sie haben sich nun überzeugt, daß ich nicht zuviel gesagt, als ich Ihnen versprach, Sie sollten noch heut unser liebes Märchen beisammen finden. — Bedauere, Frau Schwägerin, daß Sie so traurige Erfahrungen machen. Wir Kleinstädter sind eben an strengere häusliche Zucht und Sitte gewöhnt. Das sind Großstadt-Manieren! — Wünsche wohl zu ruhen!“

Der letzte Stich galt Adalgunde, denn auf sie waren die stehenden Blicke des alten, abschreckend häßlichen Wesens gerichtet. Die Hofrätthin, bleich vor Aerger, schlug ihre Hände, in denen sie noch den rostigen Haus Schlüssel hielt, zusammen in wortlosem Jammer und sah der Enteilenden nach, während sie bei sich berechnete, daß morgen ganz Dohlewinkel von dieser skandalösen Szene Kenntniß haben werde. Unwillkürlich flammte ihr Zorn gegen die Schuldige wieder auf und durchbrach für kurze Zeit den Damm künstlicher Fassung, den sie in jeder Lebenslage sich zu bewahren suchte, weil man ihr von Kindheit an eingepägt, daß wirklich vornehme Leute weder ihren Schmerz noch ihre Freude laut äußern dürften.

„Der Hofrath von Bartels“, schrie sie dem jungen Uebelthäter zu, „wird von Ihrem Vater eine strenge Bestrafung Ihres Leichtsinns verlangen. Mein mißrathenes Kind werde ich selbst richten; ein Kloster wird der beste Aufenthaltsort für dies leichtsinnige Geschöpf sein!“

„Aber Mama, ich bin ja nicht katholisch!“ rief, unter Thränen lachend, Röschen über die Mauer.

„Einerlei, — so wirst du in eine Diakonissenanstalt gebracht werden. Vorläufig verfüge dich in das Haus, — und Sie, mein Herr,“ fuhr die Hofrätthin zu Jakob gewendet fort, „Sie werden sich unverzüglich zurückziehen!“

„Ich gehe ja schon,“ sagte der arme Bursche ganz kleinlaut, denn der fremde Ton, welchen die Tante ihm gegenüber anschlug, die Anrede: „mein Herr!“ machte ihn mehr verwirrt, als wenn die Dame sich einige landesübliche Ehrentitel erlaubt hätte. Um seinen Gehorsam zu zeigen, sprang er denn auch, nach einem letzten Blick auf das weinende Röschen, von seinem hohen Sitze herab, aber so unglücklich, daß er der „gnädigen“ oder vielmehr ungnädigen Tante, welche eine so schnelle Befolgung ihres Gebotes nicht erwartet hatte, im strengsten Sinne des Wortes an den Hals slog.

In dem instinttiven Bestreben, sich zu halten und vor einem gänzlichen Sturze zu bewahren, umklammerte Jakob mit seinen langen Armen krampfhaft die eckigen Schultern seiner künftigen Schwiegermama, und erst als diese mit einem Aufschrei der Enttäuschung sich freigemacht und ihn abgeschüttelt hatte, stürzte er, so schnell ihm seine Beine das erlaubten, davon, ohne auch nur einen einzigen Blick zurückzuwenden.

Er hätte sonst gesehen, wie Dame Edeltrud, halb ohnmächtig vor Aerger und Empörung und erschöpft von der Kraftanstrengung, durch die sie sich von der unfreiwilligen Umarmung befreit, ihrer vor Schreck ganz sprachlos gewordenen Tochter Adalgunde in die Arme sank.

\* \* \*

Große und anscheinend vernichtende Schicksalsschläge haben oft die reinigende und erfrischende Wirkung auf das Menschengemüth, die ein starkes Gewitter in der Natur übt.

Sold' ein elementares Ereigniß war für Röschen und Jakob die „große Ueberraschungsszene“ gewesen. Er beschloß zu handeln, und sie handelte. Am Morgen des andern Tages, nachdem die stürmischen Vorwürfe verstummt waren und die Ruhe eines Friedhofes in der standesgemäßen Wohnung herrschte, schickte sich Röschen an, mit der Magd, wie gewöhnlich geschah, das Haus zu verlassen, um die nothwendigen Einkäufe zu machen.

Die Hofrätthin behauptete, starke Migräne zu haben, lag auf dem Schlassopha in ihrem Erkerzimmer und hatte sich frische Gurkenscalen um Stirne und Schläfe gebunden. Adalgunde hatte eben auf der Mutter Geheiß das Gemach verlassen, um der „Ungerathenen“ anzuzeigen, daß sie bis auf weiteres Hausarrest habe, als die Leidende den ihr wohlbekanntem kreischenden Ton vernahm, welchen das Oeffnen der Hausthüre stets hervorbrachte.

Mit einem Sage sprang die heftige Frau von ihrem Lager auf und an das Fenster, das sie schnell öffnete. Richtig, es war, wie sie geahnt, da schritt Röschen fein ehrbar hin und neben ihr Hamme mit einem großen Marktkorbe.

„Rosa!“ rief Dame Edeltrud gebieterisch.

Ein lautes Gelächter antwortete ihr, während Röschen ihren Schritt beschleunigte und angelegentlich dabei mit der Magd sprach, ohne jedoch auf den mitterlichen Zuruf zu achten und den Kopf zu wenden. Inzwischen erschallte erneutes Gelächter, und zwar aus den Kehlen einiger Straßenjungen, die sich mit Ballspielen vergnügten. Dieselben hatten nämlich das in einer großen Nachtmütze steckende Haupt der Hofrätthin erblickt, dem die grünen Gurkenscalen, welche durch ein rothes Seidenband um Stirn und Schläfe befestigt waren, allerdings ein höchst originelles Aussehen verliehen. Jetzt ward auch der Dame klar, welchen Grund die Heiterkeit dieser ausgelassenen Schulknaben hatte, und um sich den Beleidigungen der jungen Plebejer nicht noch länger auszusetzen, zog sie ihren Kopf schnell zurück und überließ nothgedrungen das gewissenlose Kind seinem Schicksal.

Röschens gestreiftes Leinentkleidchen flatterte eben gerade, die Mama schlug ärgerlich das Fenster zu, daß die blinden Scheiben klirrten, und gebot der eintretenden Magd, die ganz bestürzt ihre Meldung machen wollte, zu kommen, den Papa Hofrath herbeizubeordern. Röschen empfand ein gesteigertes Mitleidsbedürfniß, — Frieden des armen Dulders, der sich eben ein gemüthliches Pfeifchen gestopft hatte, war es geschehen!

Inzwischen eilte Röschen dem „schwarzen“ Hausknecht zu und fragte schon unter dem Hofthor den alten Hausknecht, ob sie Herrn Jonas sprechen könne.

„Eben ist die Fräule Martha fortgegangen,“ meinte der mit einem verschmitzten Lächeln; „sie haben lange gestrauft und der Herr hat die Hände zusammengeschlagen.“

Glühende Röthe überzog des Mädchens Wangen, bald aber machte sich ein trögiger Zug um den kleinen Mund bemerkbar, und während sie dem Erkerzimmer zuschritt, wo Herr Jonas senior, nach des Hausknechts Meldung, seinen Frühkaffee allein in stiller Sammlung zu trinken pflegte, sprach sie muthig vor sich hin: „Um so besser, wenn er alles weiß, ich brauche es ihm dann nicht erst zu erzählen, und er muß mir helfen!“

Als die Magd, diesmal allein, die Einkäufe besorgt, kam sie in den „schwarzen Ballfisch“, um ihr Fräulein abzuholen.

Herr Jonas begleitete Röschen selbst bis zur Hausthür, und ihre kleine, harte Hand noch einmal herzlich schüttelnd und einen Moment zwischen seinen dicken, ungeschickten Fingern gepreßt haltend, flüsterte er ihr tröstend zu: „Ich werde darüber nachdenken, vielleicht habe ich eine gute Idee!“

Gewöhnt, sein Wort zu halten, verfügte er sich auch sofort wieder in das Erkerzimmer zurück, ließ sich den geleerten Henkeltrug frisch füllen und sann und trant — trant und sann, bis ihm das schwere Haupt auf die Brust und die Augendeckel zufielen.

Ein sanfter Rippenstoß weckte den dicken Herrn aus seinem Morgenchlummer. Vor ihm stand Margarethe, die ebenfalls sehr korpulente Gattin, schlug die Hände zusammen und rief ein- über das andremal:

„Herrjemine! Alle Hände voll zu thun, und hier sitzt der Mann und schläft!“

„Du irrst, Margarethelein,“ erwiderte der dicke Ballfisch nicht ohne Würde, „ich schlief nicht, ich hatte eine Idee, und da geschrieben steht, ‚den Seinen gibt er's schlafend,‘ so —“

„So schlief Jonas ein, um erwachend zu finden, daß sein Glaube ihm geholfen!“ ließ sich die Stimme des alten Studenten vernehmen, der, in dem Rahmen der geöffneten Thüre stehend, das kleine Zwiegespräch des Ehepaars belauscht hatte.

Frau Margarethe entfernte sich mit kurzem Gruße, der gelehrte Gast stößte ihr nicht sonderlichen Respekt ein, obwohl Herr Jonas schon öfter die Behauptung aufgestellt hatte, daß es nicht so ganz unwahrscheinlich wäre, wenn der „Erbontel“, um die übrigen recht empfindlich zu kränken, seinen Reichtum just dem Eusebius vermache, der sich darum keinen Deut kümmern werde.

Als die Ballfischin das Zimmer verlassen, ließ sich der alte Student am Schenktische nieder, und während Herr Jonas ihm geschäftig ein Stempelglas mit Wein füllte, fragte er lächelnd:

„Ist es ein Geheimniß oder erlaubt, darnach zu fragen, welche Idee euch, edler Ganymed, durch höhere Inspiration geworden ist?“

„Nun,“ schmunzelte Jonas, „das spielt in die Familiengeschichte hinein; Sie wissen ja, Herr Eusebius, daß der alte Drache, das heißt Ihre Frau Schwägerin, die Hofrathin, und auch der Herr von Bartels die Liebchaft nicht zugeben wollen, zwischen dem Jakob und der Rosel. Nun war gestern wieder ein Heidenstandal, indem die Alte herausbekommen hat, daß sich das junge Völkchen heimlich sieht, zum Ueberflus ist der lange Mensch, der Jakob, der zornigen Dame wie ein reifer Apfel in den Schoß gefallen, als er sich schleunigst zurückziehen wollte. Die Kleine wird jetzt strengstens unter Schloß und Riegel gehalten werden, und so werden sich die armen Kinder halb zu Tode grämen, wenn ihnen nicht ein wenig geholfen wird.“

„Das könnte nur einer, wenn er ein Nachwort zu ihren Gunsten spräche;“ meinte Herr Eusebius nachdenkend, „Bruder Jakob aber wird das am wenigsten thun.“

„Das Kunststück liegt darin, ihn dazu zu bringen!“ sagte Jonas zustimmend. „Ich werde halt mein Glück versuchen, die Rosel hat mich gar so schön gebeten.“

„Haben Sie nicht schon einmal, und vergebens, das Herz des Alten zu erweichen versucht?“

„Ja freilich, aber —“

„Nun, die traurige Geschichte seiner unglücklichen Jugendliebe mit der armen Lehrerstochter, der schönen Dorothea, die so früh gestorben ist, wird Ihnen bekannt sein, ich habe keine Hoffnung, daß Jakob hülfreich die Hand bieten sollte, um zwei Liebende zu beglücken.“

„Ich auch nicht,“ erwiderte Jonas mit schlauem Lächeln.

„Aber Sie meinten doch eben noch —“

„Daß er helfen würde — gewiß; aber er wird das weniger thun, um die Liebenden zu beglücken, als um die übrigen halb todt zu ärgern und ihnen einen rechten Poffen zu spielen. Das Kunststück ist nun, ihn dahin zu bringen.“

„Ei, ei,“ meinte Eusebius bedenklich, „das wäre aber unmoralisch. Wissen Sie nicht, was in dieser Beziehung der erhabene Kant uns zu thun gebietet? „Handle so, daß die Maxime deiner Handlungsweise ein allgemeines Gesetz werden könne!““

Jonas Wallfisch blickte den Philosophen so mitleidig und zugleich so überlegen an, als sei ihm erst jetzt plötzlich klar geworden, warum Eusebius Bartels es im Leben nicht weiter gebracht, als die zerrissenen Schuhe und Stiefeln der Dohlenwinkler zu flicken. Dann sagte er laut:

„Dieser Kant muß ein entsetzlich unpraktischer Mensch sein, wohl so ein Stück Poet oder Sterngucker, der von der Welt nicht den blauen Teufel verstanden hat? Da kenne ich die Menschen besser.“

„So, so!“ brummte der Philosoph vor sich hin.

„Ja, meine Idee ist glänzend; ich will Ihnen dieselbe gleich auseinandersetzen. Am Nachmittage gehe ich also zu Herrn Jakob und werde ihm eine Weinprobe mitnehmen. Zu der Zeit weiß der alte Herr schon ganz genau, was sich gestern unter seinen Erben zugetragen hat, denn wenn auch nur das Kleinste, passiert, was dem einen oder dem andern zu Schimpf und Schande gereicht, dann wird sofort eine Meldung gemacht.“

„Schauerlich!“ warf Eusebius dazwischen.

„Freilich — sehr nett ist das nicht, da hätte Ihr Herr Kant Menschen kennen lernen und Studien machen können!“

„Kant spricht auch von Menschen, wie sie sein sollen, von idealen Geschöpfen,“ belehrte Eusebius eifrig.

Jonas Wallfisch lachte. „Ideale Geschöpfe! Da hätte er

lieber gleich von Engeln reden können. Was Menschen sind, weiß ein Schankwirth am besten. Aber wieder auf besagten Hammel zu kommen: Herr Bartels, werde ich sprechen, wissen Sie wohl, wie Sie die Hofrathin und den Herrn Johann — denn das sind doch die Häupter der beiden feindlichen Familien — recht ärgern, anführen und für ihren Geiz und ihre Habsucht strafen können? Da wird er schon die Hände reiben und mich erwartungsvoll ansehen — so (und Herr Jonas kniff die Augen zusammen und grinste schadenfroh). Darauf werd' ich auch ein schlaues Gesicht machen und sprechen: Morgen müßte der Herr Jakob Kopfschmerzen haben und im Bett bleiben; eine Stunde darauf wird alles in Aufruhr sein: „Der Erbonkel ist krank!“ Zuerst wird der Meister Johann kommen und sich theilnehmend erkundigen; es wird ihm gesagt: er solle den Jakob schiden. Unterdem kommt sicher auch der Herr von Bartels angeschossen und trifft den Jakob bei dem Erbonkel und hört, wie der sich erkundigt, was er wohl möchte und ob ihm die Tischlerei des Martens paßte, und was so mehr ist.

„Die Geschichte wird dem Herrn Hofrath einen heißen Kopf machen und daheim der Gnädigen gewaltig in die Nase fahren, sie wird nun auch einen Trumpf ausspielen, und Erbonkels einstigen Liebling, Köschen, zur Krankensivite, etwa mit einem Blumenstrauß, schiden.“

„Schwester Emmerenzia oder Martha haben das nicht sobald ausgespäht, als sie auch schon der Schwägerin Friederike die schlimme Nachricht bringen. Natürlich wird die Geschichte hübsch vergrößert, und schließlich glaubt die Schreinerfamilie fest daran, daß die adlige Sippe die Erbschaft erhalten wird. Ebenso fest ist aber auch der Hofrath und die Dame Edeltrud davon überzeugt, daß Jakob der Erbe ist.“

„Jetzt fängt meine Rolle an. Erst stelle ich dem Hofrath vor (der holt sich ohnedem Raths bei mir), welch' ein gutes Geschäft er unter so veränderten Verhältnissen machen würde, wenn er seine Zustimmung zu des Erben Werbung um Köschens Hand geben möchte. Dem Meister Johann wiederum und der Frau Friederike male ich recht handgreiflich aus, wie man die adligen Bartels überlisten könnte, wenn Köschen, die Erbin, vorher unauflöslich mit Jakob verbunden würde. Für alle Fälle wäre dann doch etwas von der Erbschaft gerettet, und da Franziska versorgt ist durch ihre Heirath, liegt den Schreinerseuten das Schicksal Jakobs, des Erstgeborenen, ja am meisten am Herzen. Sie werden freudig „Ja!“ sagen. Der lange Jakob wird seinen Konfirmationsfrack anziehen, sich fein säubertlich zu der Frau von Bartels in die standesgemäße Wohnung begeben und noch einmal um Köschen werben. Ich will seinen guten Tropfen über meine Lippen mehr bringen, wenn wir nicht in drei Tagen ein verflüchtigtes Brautpaar hier in Dohlenwinkel haben.“

Der alte Student hatte sein Kelchglas geleert und starrte den diden Wallfischwirth so verwundert an, als wenn derselbe ein neues philosophisches System aufgestellt hätte. Obgleich er vom moralischen Standpunkte aus nun diesen Plan nicht billigen konnte und durchaus nicht der Ansicht war, daß der Zweck die Mittel heilige — mußte er doch des Wallfisches Schlaueit und Kombinationsgabe anerkennen und zugestehen, daß ein günstiges Resultat auf diese Weise erzielt werden könne. Das sprach er auch aus, und Herr Jonas füllte geschwind noch einmal das Glas des Philosophen, erhob das seinige und sagte schmunzelnd:

„Das Brautpaar lebe hoch!“

(Fortsetzung folgt.)

## Old John Brown.\*)

Am 9. Mai 1800 wurde in einer bescheidenen Wohnung zu Torrington, einem Landstädtchen des Neuengland-Staats Connecticut, ein Knäblein geboren, das, in der Jugend auffallend still und in sich gekehrt, als Mann viel Lärm machen sollte in der Welt, und zuletzt, dem Greisenalter nah aber noch in der Fülle der Kraft an den Galgen gehängt ward, weil er sich, wie der Gekrenzte der Christuslegende, hatte heigehen lassen, der Erretter, der „Heiland“ der unterdrückten Menschheit zu werden.

Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Das Sprüchwort ist wahr, wenn es auch Ausnahmen hat und von manchem Edel-

reis schon ein recht häßlicher Holzapfel weit vom Stamm gefallen ist. Der Vater unseres John, Owen Brown, war der Urenkel eines der Pilgrimfathers (Pilgerväter), die im Winter 1620 das ungestaltlich gewordne old home (alte Heimathland) in der „Mayflower“ (dem Schiff: „Maiblume“) verlassen und am Weihnachtstag des Jahres 1620 die Rüste der „neuen Welt“ betreten hatten. Es waren gewaltige Menschen in ihrer Art, jene Puritaner, nicht zu messen mit dem Maßstab unserer Zeit. Brünstig an Gott glaubend, glaubten sie ebenso brünstig an das eigene Recht und die eigene Kraft. Ihr Gottesglaube war in Wirklichkeit nur der

\*) Sprich: Ohib Dschonn Braun.

zeitgemäße Ausdruck ihrer glühenden Freiheitsliebe, ihres unbezwinglichen Selbstständigkeitsgefühls. Klassisch tritt dies zu Tag in dem berühmten Wort, das Cromwell vor einer Schlacht aussprach: „Trust in God and keep your powder dry — Vertraut auf Gott und haltet Euer Pulver trocken.“ Sie vertrauten auf Gott, hielten ihr Pulver trocken und schossen die stolzen „Cavaliere“ todt wie tolle Hunde. Für jenen Naturphilosophen war En Kopro Zeus, im Miste der Gott; für sie war der Gott im Pulver. Gutes Pulver, gute Fäuste und gutes Recht — das war die heilige Dreieinigkeit dieser mannhaften „Gottesstreiter“, dieser unbezwingbaren „Kämpfer in den Heerschaaren des Herrn“. Und so weit die Familiengeschichte und die Familientradition zurückreicht, waren die Vorfahren unseres John Brown mannhafte „Gottesstreiter“ gewesen, Pflichtmenschen und Kraftmenschen. Drei seiner Ahnen — der Großvater von väterlicher und der von mütterlicher Seite und ein Bruder des letzteren — hatten im Unabhängigkeitskampf mitgekämpft, und der Geist, in dem sie gekämpft, erfüllte die Heimstätte des sich kräftig entwickelnden Knaben.

Kaum 5 Jahre alt, lernte er die Gefahren des Urwalds kennen; mit Vater, Mutter, einem zehnjährigen Halbbruder und zwei Geschwistern, die noch jünger waren als er selbst, wanderte er durch „die Wildniß“, „weit, weit nach Westen“. Und nun beginnt der zweite Abschnitt seines Lebens, die Schule seines künftigen Wirkens.

Mit dem ruhigen, behaglichen Leben im heimischen Nest ist es zu Ende — die Zeit der Arbeit, des Kampfes um's Dasein, des Kampfes mit den Elementen, mit wilden Thieren, mit Menschen beginnt. Der fünfjährige Knabe, der das Ochsengepann, bepackt mit den Habseligkeiten der Familie und den kleinen Geschwistern, durch den finsternen, von Schlangen, Bären und Indianern unsicher gemachten Urwald lenken hilft, lernt rasch alle Künste des Wald-, Bauern-, Hirten- und Jägerlebens. Gewandt wie eine Katze, erklettert er die höchsten Bäume, wird ein Meister im Fallenstellen, kennt keine Gefahr, wird durch die Gefahr nur angereizt. Und dabei befeelt ihn ein brennender Wissensdurst, den zu stillen freilich die Mittel nicht ausreichen. Alle Bücher, die er in Hudson, Staat Ohio, wo sein Vater sich angesiedelt hat, findet, werden verschlungen, die Bibel, namentlich das Alte Testament, kennt er fast auswendig. Das hindert ihn aber nicht, durchaus „praktisch“ zu sein. Mit 14 Jahren macht er sich selbständig, hält eine eigene Herde und treibt erfolgreich den Viehhandel. Eine Zeitlang hat er den Gedanken, Prediger zu werden, doch die Liebe zu einem Mädchen, das er, 20 Jahre alt, auf einer seiner Wanderungen getroffen, bringt ihn davon ab. Die Eltern haben nichts einzuwenden, und am 21. Juni 1820 führt er, nach kurzem Brautstand, die Geliebte heim. Er schreibt von ihr:

„Sie war ein Jahr jünger als ich, bemerkenswerth einfach, aber hübsch arbeitjam und sparsam, von ausgezeichnetem Charakter, voll ernster Frömmigkeit und dabei gesundem Menschenverstand, mit einem so recht wirthschaftlich gewandten und schnellfertigen praktischen Mutterwitz. Ihr milbes, frank und freies Wesen, ihr offenherzig liebevolles Auftreten und, mehr als alles sonst, ihr gleichmäßig ruhiges Entgegenkommen, erwarb ihr, so lange sie lebte, einen mächtigen, guten Einfluß auf mich. Ihre einfachen und stets freundlich sanften Ermahnungen wirkten allemal in richtiger Weise, ohne mein hochmüthig-starrs Temperament zur grundlosen Störrigkeit des Eigensinns zu reizen.“

Der glücklichen Ehe entsprossen 7 Kinder, 6 Söhne und eine Tochter; die Geburt des letzten Kindes kostete der Mutter (im August 1832) das Leben. Ein Jahr darauf verheirathete er sich wieder mit Mary Day, die ihm 13 Kinder schenkte, 7 Söhne und 6 Töchter.

Wir erwähnen des reichen Kindersegens, weil John Brown in seinen Töchtern und Söhnen sich Mitstreiterinnen und Mitstreiter herangezogen hat, die in seinen Kämpfen ihm treu zur Seite standen, zu Theil ihr Blut mit ihm und für ihn vergossen, ihr Leben mit ihm und für ihn gelassen haben.

Bei dem „fahrenden Leben“, das er führte — der Viehhandel war lange sein Haupterwerbszweig, und bis zum Jahre 1846 veränderte er sechsmal den Wohnort — wurde er vielfach ein Zeuge der Greuel und Schmach der Negerklaverei, dieses „Schmutzstakens auf dem Ehrenschild der großen Republik“. Wann er sich zuerst seiner „Mission“, diesen Schmutzstaken abzuwaschen, bewußt ward, das ist natürlich nicht nachzuweisen; allein aus den Aufzeichnungen seiner ihn überlebenden Töchter ersehen wir, daß er schon zur Zeit seiner ersten Ehe sich aufs angelegentlichste mit dem Loos der unglück-

lichen „Niggers“ beschäftigte und mit Vorliebe aus der Bibel diejenigen Verse und Sprüche zitierte, welche zu Gunsten der Armen lauten und die werththätige Menschenliebe predigen, wie zum Beispiel:

„Gedenke derer, die in Banden sind, als gebunden mit ihnen.“

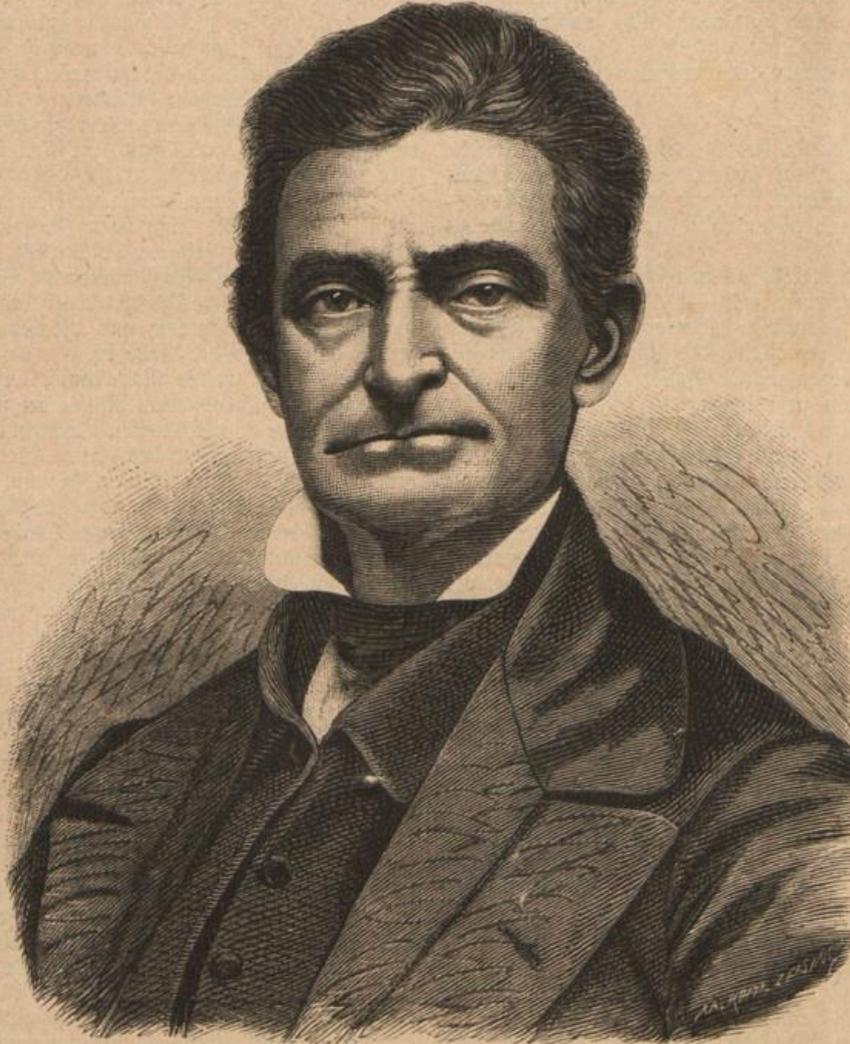
„Wer sein Ohr verschließt vor dem Jammern des Armen, soll auch einst jammern, aber nicht gehört werden.“

„Wer ein erbarmendes Auge hat, soll gesegnet werden, denn er gibt sein Brod den Armen.“

„Ein guter Name ist eher zu wählen, denn großer Reichtum, und Wohlwollen eher, denn Silber und Gold.“

„Wer des Armen spottet, verhöhnt seinen Schöpfer, und wer über fremdes Unglück sich freut, soll geächtigt werden.“

„Wer sich des Armen erbarmt, leiht seinem Gott, und was er gegeben hat, wird der Herr ihm wiederbezahlen.“



John Brown.

„Gib dem, der bittet, und wer von dir borgen will, von dem wende nicht dein Angesicht hinweg.“

„Entziehe nicht Gutes, denen es gebührt, wenn es in der Macht deiner Hand ist, es zu thun.“

„Ich hasse leere Gedanken, aber dein Gesetz liebe ich.“ —

Das letzte Kapitel des Predigers Salomonis und das Buch der Mattabäer“, erzählen seine Töchter, „liebte er ganz besonders, und an Fasten- und Feiertagen pflegte er oft das 85. Kapitel des Jesaias zu lesen.“

„So oft er abends nach Hause kam, erschöpft und arbeitsmüde, ließ er gern vorm Schlafengehen von einem Familienmitglied sich aus der Bibel vorlesen, was er überhaupt regelmäßig morgens und abends that. Gewöhnlich sagte er: Lies mir einen von David's Psalmen.“ — Seine liebsten Kirchenlieder aus Watts' Gesangbuch waren fast lauter solche, die Kampf und Sieg im Tode athmen. — Er war ein großer Bewunderer Cromwells.“

Einer seiner Biographen sagt von ihm:

„John Brown war das Alte Testament in amerikanisches Fleisch und Blut überseht.“

Im Frühjahr 1846 eröffnete er zu Springfield, Massachusetts, ein Wollengeschäft; bald darauf nahm er sich einen Associé, und die Firma „Perkins and Brown“ bekam bald einen guten Namen. Brown, den sein thatkräftiger Geist aus dem engen Geleis der Routine herausdrängte, plante eine vollständige Revolutionirung des Wollhandels. Mit Entrüstung hatte er gesehen, wie die Produzenten (die Farmer) von den Spekulantent und Zwischenhändlern ausgebeutet wurden: dem wollte er steuern. Diese betrügerischen, geldgierigen Spekulanten und Zwischenhändler überflüssig zu machen, das war das Problem. Gedacht, gethan. Er setzte sich mit den Produzenten in Verbindung und es gelang ihm, so ziemlich sämtliche Produzenten des Staates Ohio für seinen Plan zu gewinnen: die Firma „Perkins und Brown“ übernahm, gegen einen geringen Prozentsatz, die Besorgung des Verkaufs der Wolle unmittelbar an die Konsumenten, d. h. die Wollensfabrikanten. Die Idee war gut, aber sie scheiterte an der Konkurrenz. Die Spekulanten, welche sich in ihrer Existenz bedroht fühlten, schlossen ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die abscheulichen Revolutionäre, die das Geschäft „verdarnen“; sie terrorisirten die Fabrikanten, die bei ihnen in Schuld waren, und brachten es richtig so weit, daß die Firma „Perkins und Brown“ in den Vereinigten Staaten

keinen Absatz fand. Rasch entschlossen lud John Brown die Wollenvorräthe auf ein Schiff und fuhr selber mit hinunter nach London. Er fand sich in seinen Berechnungen getäuscht. Er mußte infolge „ungünstiger Konjunkturen“ weit unter dem Preis verkaufen, — die Firma „Perkins und Brown“ war an dem Versuch, den Handel ehrlich zu treiben, gescheitert. Das war 1848. Im kleineren Maßstabe hatte John Brown schon einmal Aehnliches erfahren, als er zehn Jahre vorher auf den Gedanken verfallen war, sich vom Güter-Kauf und -Verkauf redlich zu nähren. Auch damals hatte er das donquixotische Beginnen mit dem größten Theil seines Vermögens zu bezahlen gehabt.

Der eigene Verlust ging ihm nicht nahe — er hatte das Zeug, schnell wieder auf die Füße zu springen —, aber den Kompagnon, der im Vertrauen auf ihn sein Kapital in das Geschäft gesteckt hatte, durfte er nicht im Stich lassen. So wandte er mit ungeheurer Anstrengung drei Jahre lang den Bankrott ab, sorgte für Zahlung der Schulden, trieb die Außenstände ein, und wickelte das Geschäft so glücklich aus allen Schwierigkeiten

heraus, daß 1854 die Trennung der Firma nicht bloß in Ehren, sondern auch ohne Verlust für Perkins erfolgen konnte.

In jene Zeit fallen verschiedene Reisen nach Europa. Er war wiederholt in England, Frankreich und Deutschland. Es muß ihm damals schon die Rolle vorgezeichnet haben, die er später zu spielen hatte: er interessirte sich ganz besonders für das Militärwesen der genannten drei Länder, studirte dasselbe eingehend, wohnte verschiedenen Revuen und Manövern bei, besuchte einige

der bekannteren Schlachtfelder u. s. w. Er schrieb seine Beobachtungen nieder, die Aufzeichnungen sind uns jedoch leider verloren gegangen. Nur einzelne Bruchstücke sind erhalten worden, aus denen wir ersehen, daß er die stehenden Heere als den größten Fluch der europäischen Staaten betrachtete, als das Grab der Freiheit, der Bildung und des Volkswohlstandes. Außerdem beschäftigte er sich viel mit dem Stand des Ackerbaus. Aus Deutschland nahm er in dieser Beziehung höchst ungünstige Eindrücke nach Amerika zurück: bei uns sei der Ackerbau noch halb barbarisch, die Bewirthschaftung höchst irrationell, grade als ob das deutsche Volk hundert Jahre lang geschlafen hätte. So unrecht hat er sicherlich nicht gehabt; liegt doch der deutsche Ackerbau, dank der unheilvollen Zwergwirthschaft, selbst heut noch im Argen!

Bereits im Jahre 1849 — also vier Jahre vor formeller



Gesandtensaal im Alcazar in Sevilla.

(Seite 83.)

Auflösung der Firma „Berkins und Brown“ war John Brown mit seiner Familie nach North-Elba im Staate New-York übergesiedelt — „seinem siebenten und letzten Wohnort als Familienvater“. Der Landstrich, welchen er dort pachtete, gehörte dem edlen Gerrit Smith, einem der begeistertsten Vorkämpfer der Sklavenemanzipation, und war von ihm, theils sehr billig, theils unentgeltlich unter der Bedingung abgelassen worden, daselbst ein Asyl und eine Kolonie für entwichene Negerklaven zu gründen. John Brown arbeitete mit Feuereifer an der Verwirklichung des Plans; entwichene Sklaven strömten massenhaft zu, alles versprach anfangs den besten Erfolg, aber mit der Zeit stellte sich heraus, daß es sehr schwierig war, die meist bloß an die Plantagenarbeit gewöhnten Neger zum Ackerbau tüchtig zu machen, und man mußte das Experiment aufgeben. Ebenso unglücklich verlief ein anderer Versuch in der nämlichen Richtung. Ein virginischer Pflanzer, James Birney, schenkte seinen Sklaven die Freiheit und übertrug Brown, der unter den Abolitionisten als Autorität zu gelten begann, die Erziehung der jüngeren Freigelassenen.

Bei dieser Gelegenheit kam John Brown nach Virginien, in die Hauptveste der Sklaverei und auf den künftigen Schauplatz des großen Schlupfakts seines „Messias“-Lebens. Dort sah er in das schreckliche Pandämonium der Ausbeutung, der Mißhandlung, der geistigen und körperlichen Schändung: alles Menschliche mit Füßen getreten, die Familienbände aufgelöst, die Weiber und Mädchen den brutalen Lüsten der „ritterlichen“ Herren und ihrer Kreaturen überliefert — und der Pfaffe, der gleichnuerisch seinen „Segen“ dazu gibt.

Hätte er der Anseinerung noch bedurft, diese Reise nach Vir-

ginien würde ihm das rächende, das befreiende Schwert in die Hand gedrückt haben. Er war aber schon lange mit sich im Reinen. Das Mißlingen des North-Elba-Experiments hatte ihn belehrt, daß die Abschaffung der Sklaverei nicht durch List, nicht durch Versuche im Kleinen zu bewerkstelligen war — daß nur zwei Wege zum Ziel führen konnten: entweder eine großartige Volksbewegung, welche die, unter dem Einfluß der südstaatlichen Sklavenhalter stehende Bundesregierung sammt dem Kongreß fortriß und zur Aktion drängte; oder die direkte Aktion des Volkes, eine Erhebung der Sklaven, organisiert und unterstützt durch Weiße.

Bei der erbärmlichen Haltung der Bundesregierung und des Kongresses, und bei der Gleichgültigkeit der Volksmassen in den „freien“ Nordstaaten, bot ersterer Weg keine Aussicht auf baldigen Erfolg.

So blieb nur der zweite Weg.

John Brown zögerte nicht.

Er hatte sich mehr und mehr daran gewöhnt, in der Regemanzipation seinen Lebensberuf zu erblicken, dem alles andere unterzuordnen war, und dem er auch Frau und Kinder widmete. „Mann Einer Idee“, ging er ganz auf in dieser Einen Idee, lebte er nur, um diese Eine Idee zu verwirklichen, war er freudig bereit, Gut und Leben, sich, seine Familie: das geliebte Weib, die blühenden Söhne und Töchter, alles dieser Einen Idee zu opfern.

Die Frage war bloß, wann sollte „das große Opfer“ gebracht, der große Wurf versucht werden?

Die Ereignisse gaben die Antwort und das Signal.

(Schluß folgt.)

## Taubenposten.

Von E. A.

„Ihr Täubchen, die nach alten Sagen  
Gefloht um Venus Wagenzug,  
Ihr müßt nunmehr nach Brüssel tragen  
Den Rentencours in raschem Flug.  
Es haben aufgestuhlte Widte,  
Die stets auf Bucher sich verfehn,  
Euch Liebesboten der Gedichte  
In Börsenmählern auserschn.  
So muß der Lieb' und Dichtung Herde  
Bergebüch und verließen sein!  
Es drückt die schüdde Geldbегeude  
Der Schönheit selbst ihr Brandmal ein.  
Daß solcher Frevel nicht gelinge,  
Flieht Böglein unsern Geierchor;  
Ihm Himmel trägt auf zarter Schwinge  
Die Poesie, die Lieb' empor!“

So klagt Veranger zu einer Zeit, als pariser und brüsseler Banquiers sich durch Brieftauben die Kurse viel schneller mittheilten, als sie dies durch Benutzung der Posten vermochten.

Der Telegraph indessen verdrängte bald nach Veranger's Klagen die Tauben aus dem Dienste der Börse, und es schien, als sollten sie hinfort nur als Liebesboten zur Verwendung kommen, als sie plötzlich der deutsch-französische Krieg zu ernstern, traurigen Zwecken sich dienstbar machte. Jedenfalls dürfte ein kleiner geschichtlicher Rückblick auf diese poetischste aller Beförderungsanstalten, auf die Taubenpost und die Brieftauben, diese „Postillons d'amour“, „fliegenden Merkurs und geflügelten Boten des Kriegsgottes“, nicht ohne Interesse sein.

Die Brieftaube, welche die Entfernung von Konstantinopel bis Alexandrien in einem Tage zurücklegte, war ohne Zweifel die rascheste Vermittlerin von Korrespondenzen in einer Zeit, wo die schnellste Kommunikation zu Lande auf das Pferd, jene zur See auf das Segelschiff beschränkt blieb; aber selbst in der Türkei hat die Lokomotive den reitenden und der elektrische Draht diesen fliegenden Postboten verdrängt, so daß sein Andenken selbst dort nur noch als holdes Echo in manchen anspielenden Redensarten und Gedichten fortlebt. Als Beleg dafür zitiert Münif Effendi die Verse:

„Zweifelnd, wo der Brief erscheine,  
Zert mein Auge in die Weite,  
An der Thüre hängt das eine,  
Nach dem Fenster späht das zweite,“

und die in der höheren osmanischen Stilistik noch heute gebräuchlichen Ausdrücke: Ein Schreiben „fliegend machen“ (itare etmek)

und auf den „Flügel der Eile“ statt schleunigst etc. Wohl nicht mit Unrecht vindiziert Münif Effendi die Erfindung der Taubenpost seiner Heimath, dem Morgenlande.

Die erste Brieftaube war nach der Bibel die Taube Noah's, welche angeblich mit dem Delblatt im Schnabel als Glücks- und Friedensbote heimkehrte und den wenigen von der Sintfluth verschont gebliebenen Menschen und Thieren die Beendigung des Kampfes der Elemente und die Versöhnung der Gottheit verkündete und die Nähe des Ararat anzeigte. —

Nach Plinius reicht die Benutzung der Tauben zu Botendiensten bis in's hohe Alterthum hinauf. Schon Marius forderte in einer belagerten Festung durch Brieftauben seine Anhänger zum Beistand auf, und von Taurosthenes wissen wir, daß er nach seinem Siege zu Olympia eine Taube aufsteigen ließ, welche durch ein angehängtes Purpurlappchen dem Vater der Aegier die Freudenbotschaft verkündete; ebenso sandte Decimus Brutus, als er im Jahre 44 v. Chr. in Mutina von Antonius belagert wurde, an seine Freunde Tauben, an deren Beine Briefe befestigt waren.

Die Aegyptier wußten durch Tauben, welche sie beim Antritt der Schiffs Expeditionen auf ihren Schiffen mitnahmen und beim Nahen der heimischen Gestade wieder fliegen ließen, den Jhren Nachricht von der Rückkehr zu geben — ein Botenschaftsmittel, dessen sich die Schifffahrt und Handel treibenden Völker des griechischen Archipels ebenfalls bedienten.

Während die Aegyptier und Griechen „den Instinkt und das nach Befriedigung sich sehneude Heimatsgefühl der Taube“ sich nur zu Friedenszwecken nutzbar zu machen verstanden, strebten die Römer, wie wir bereits angedeutet, darnach, sich der Tauben zu Kriegszwecken zu bedienen. Unter Kaiser Justinian soll ein Centurio, Namens Phasus, die Tauben zur Aufklärung seines Marsches benutzte und aus der Ruhe und Regelmäßigkeit des Fluges dieser Luftsegler Schlüsse über die Nähe des Feindes gezogen haben. Unter der Regierung des Kaisers Diocletian versuchte man die Tauben außer zum Aufklärungs- und Beobachtungsdienste auch noch zu Botendiensten zu verwenden — ein Versuch, der indessen nicht mit der nöthigen Energie und Methode betrieben wurde, um der Frage näher zu treten, ob sich durch eine aufmerksame und zweckentsprechende Dressur der Taube eine

nuzbringende und erfolgreiche Verwendung derselben im Dienste des Mars nicht erzielen lassen sollte?

Das Verdienst, die ersten, eigentlichen Taubenposten eingerichtet zu haben, gebührt indessen dem Chalifen von Bagdad, Sultan Nureddin, der im 12. Jahrhundert n. Chr. durch Tauben regelmäßige Nachrichten aus allen Theilen seines Reichs erhielt.

Diese Taubenposten brachte der Chalif Ahmed gegen Ende des 12. Jahrhunderts in noch großartigerer Weise zu immer höherer Vervollkommnung.

Jahrhunderte hindurch haben sich im Orient die Taubenposten erhalten, ja selbst in neuerer Zeit fanden Reisende dieselben noch in Aleppo, Kairo, Bagdad und noch gegenwärtig sind zwischen Tabris und Teheran in Persien regelmäßige Taubenposten im Gange.

In Aegypten hatte man im 15. Jahrhundert zur größeren Bequemlichkeit den geförderten Kurieren sogar Thürme als Etappenstationen erbaut.

Im ganzen Mittelalter bedienten sich der Brieftauben die Kreuzfahrer und Sarazenen. Es sei übrigens bemerkt, daß eine einzige gut dressirte Taube dieser Art in jener Zeit kaum weniger als 1000 kreuzer Dukaten kostete, während heutzutage um denselben Preis mehr als 1000 Telegramme kurzer Fassung z. B. von Wien nach Stambul expedirt werden können, und zwar ohne Gefahr auf der Reise von irgend einem „Kalab der Lüfte“, vom Adler schnabel oder Sperberfänger, weggehacht zu werden. Die bei der Taubenpost verwendeten Tauben waren die sogenannten „türkischen“, eine Gattung, die an Größe und Flügelkraft die gewöhnlichen europäischen Tauben übertrifft.

Um sie zum Postdienst zu dressiren, fütterte man sie an einem bestimmten Orte und gestattete ihnen von Zeit zu Zeit längere Ausflüge, damit sie ihre heimatliche Gegend genau kennen lernten. Dann führte man sie in einen Käfig über, in der Richtung des Ortes, nach welchem der Korrespondenzdienst eingerichtet werden sollte, zuerst eine halbe, dann eine ganze Stunde u. mit sich fort und ließ sie los, worauf sie sogleich nach Hause zurückflogen. Hatten sie sich so nach und nach die Richtung nach ihrer Heimat eingepreßt, so hielt man sie an dem ihnen fremden Orte eingesperrt und reichte ihnen Futter von schlechter Qualität, wodurch ihre Sehnsucht nach ihrer alten Heimat und die Schnelligkeit, womit sie, in Freiheit gesetzt, nach derselben zurückstrebten, vermehrt wurde. Kurz vor Antritt der Heimreise wurden sie richtig gefüttert, damit sie nicht, vom Hunger getrieben, unterwegs Futter suchten, wodurch Aufenthalt verursacht worden wäre. Um sie zu verhindern, während des Fluges eine Tränke aufzusuchen und in's Wasser zu steigen, und bei dieser Gelegenheit das an einen ihrer Füße gebundene Briefchen zu durchnässen, wusch man ihnen vor ihrer Abreise die Füße mit Essig. Männliche Tauben, deren Weibchen sich zu Hause befanden und brüteten, galten als die besten „Expresen“; denn sie gleichen abwesenden Chemännern, denen daheim Familienfreunden bevorzugen, und die, vorausgesetzt, daß sie überhaupt gute Gatten sind, statt des Bummelzuges den Schnellzug wählen, um desto früher heim zu kommen.

In Europa scheint man sich der Brieftauben zuerst bei den Belagerungen von Harlem 1573 und von Leyden 1574 bedient zu haben.

Den Brieftauben danken zum großen Theil die Rothschilds die kolossale Vermehrung ihres Reichthums. Nathan Rothschild in London wurde plötzlich ein großer Taubenliebhaber, doch nicht ohne Ursache; denn er hatte eigens Agenten angeworben, welche den Kriegsheeren auf dem Fuße folgen und über alle wichtigen Ereignisse durch Brieftauben Berichte einsenden mußten. So dienten Siege und Niederlagen Napoleons I. dazu, den schlauen Jobber zu bereichern. Später theilte man sich durch Brieftauben die Gewinne der Lotterieziehungen zwischen Paris, Brüssel und anderen großen Städten schnelligst mit, damit man die Gewinnnummern möglichst noch rechtzeitig aufkaufen konnte. Dann benutzten die großen Banquiers die Brieftauben dazu, sich gegenseitig von den Kurschwankungen in Kenntniß zu setzen. Man nannte daher diese Tauben auch wohl Kurstauben, und diese Verwendung ist es, gegen welche Verleger in seinem zu Anfang unserer Mittheilungen zitierten Gedichtchen eifert.

In Paris hatten die Institute, welche sich der Tauben zu den angeordneten Zwecken bedienten, übrigens mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen. Unter anderem hatte in den vierziger Jahren eine Telegraphenagentur Brieftauben eingeführt. Einige Zeit sah man über dem Hause, welches sowohl sie wie das Korrespondenzbureau Havas, Straße Jean Jacques Rousseau, einnahm,

einen prächtigen Taubenschlag, woselbst man Tauben zum Depeschendienst abrichtete. Dieselben brachten von allen Gegenden Frankreichs und den Nachbarstaaten Nachrichten herbei. Eines Tages ließ der Generalpostdirektor Conte dem Direktor der Agentur eine gerichtliche Verfügung überreichen, worin ihm ausdrücklich befohlen wurde, diese Art der Depeschbeförderung abzuschaffen, wahrscheinlich, weil er von jener Taubenpost Nachtheile für sein Einnahmehudget fürchtete. Da es aber widernatürlich, ja lächerlich gewesen wäre, dieser Verfügung fiskalische Gründe gegenüber zu stellen, so suchte die Postverwaltung nach einem gesetzlichen Auskunftsmittel, und man fand, daß in Paris eine polizeiliche Verordnung bestand, welche die Abrichtung von Tauben innerhalb der Stadt untersagte. Herr Conte benutzte dieses Verbot. Er ließ die unschuldigen Tauben tödten und nach der zunächst gelegenen Markthalle schaffen, woselbst sie den pariser Gourmands überliefert wurden.

Die Agentur hatte indessen 60 Stück Brieftauben reservirt, welche an alle ihre Direktionen gesandt wurden und unter den Flügeln Billets folgenden Inhalts trugen: „Mein Herr! Herr G. P. D. Conte hat ein Verbannungsurtheil gegen unsere Reisenden ergehen lassen. Nach einiger Zeit werden Sie eine Korrespondenz durch einen gewöhnlichen Wagen erhalten, welcher noch etwas schneller wie die Briefpost ist. Schon nach einigen Tagen sind wir indessen im Stande, Herrn Conte zu beweisen, daß alle Guillotinen der Welt ohnmächtig gegen die dickpfortigen Tauben von Anvers sind.“

Im Jahre 1840, als der Telegraph zwischen Berlin und Aachen bereits in Thätigkeit war, aber von Aachen bis Brüssel noch die Leitung fehlte, richtete unser berühmter Landsmann Neuter, der Schöpfer des ersten Telegraphen-Korrespondenzbureaus, zwischen beiden Städten eine Taubenpost ein, durch welche die Beförderung von Depeschen ungemein beschleunigt wurde.

Mit den Telegraphen natürlich konnte die Taubenpost nicht konkurriren; mit seiner immer weiteren Verbreitung und Ausdehnung mußte sie immer mehr von ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung herabsinken. Die girende Taube ward wieder das, was Verleger so sehnlich wünschte, lediglich Liebesbote!

Die Taubenpost sollte indessen trotz des bösen Konkurrenten, des Telegraphen, nicht aussterben; die Liebhaberei bemächtigte sich ihrer. In England, Holland und Belgien, später auch in Deutschland erwachte der Taubenpost. In Belgien vor allem ist die Brieftaubenpost seit langer Zeit schon außerordentlich verbreitet und vortreflich organisiert. Die Gesellschaften von Taubenfreunden haben hier ihre Fachjournale, welche einen Einblick in den großartigen geschäftlichen Aufschwung dieser nobeln Passion einer „günstig situirten Minderheit“ geben. Auch in Deutschland veranstaltete man vor dem deutsch-französischen Kriege Wett- oder Probefliegen von Brieftauben. So wurden beispielsweise am 21. Juni 1869 morgens 5 Uhr 10 Minuten 36 Brieftauben, welche von einem Liebhaber aus Duisburg zu diesem Zwecke nach Magdeburg gesandt worden waren, daselbst abgelassen. Die erste nach Duisburg zurückgekommene Brieftaube hatte circa 47 Meilen direkter Richtung bei trübem Wetter in 6 Stunden 50 Minuten zurückgelegt — sie traf 12 Uhr Mittags ein —, also die Meile in 8 Minuten; sie hatte demnach pro Meile 1 Minute mehr gebraucht, als der Kurierzug. Die zweite kam 12¼ Uhr Mittags und die übrigen im Laufe des Nachmittags.

Die Liebhaberei für Brieftauben war es auch, welche der Weltstadt Paris in den schweren Zeiten der Belagerung ein wichtiges Hülfsmittel bot.

Schon bei Herannahen der deutschen Heere stellte sich der Präsident der Société de l'Espérance, Cassier, der Regierung der Nationalverteidigung mit 3000 Brieftauben zur Verfügung; allein man wies ihn mit Hohn zurück. Erst nachdem die Belagerung zur Thatfache geworden, gelang es ihm, den General Trochu zu gewinnen. Cassier, van Rosebeke und Derouard richteten nun den Brieftaubendienst ein, jedoch mit einer viel geringeren Anzahl, da die meisten Besitzer und Züchter Paris verlassen hatten.

Cassier war der erste, welcher im Oktober 1870 mit 32 Brieftauben einen Luftballon bestieg und, nachdem er bei Metz innerhalb des Reichs der deutschen Armee herabgekommen, beinahe in Gefangenschaft gerathen wäre, doch glücklich in Tours anlangte. In Tours wurde vom Postdirektor Sternadern die Brieftaubenpost eingerichtet. Das System bestand darin, in Tours alle aus der Provinz gesendeten Telegramme zu zentralisiren, ohne etwas an ihrer Fassung zu ändern, sie dann zu

Jammern zu drängen, indem man sie derartig typographirte, daß man daraus gewissermaßen die Spalten eines Journals bildete, um sie ferner unter Reduktion ihrer Flächen auf den möglichst geringsten Maßstab zu photographiren und endlich die Photogramme durch Tauben nach Paris an die Centralpostverwaltung zu senden, welche damit betraut war, den Inhalt photographisch vergrößert auf telegraphischem Wege an seine Adressaten in der Stadt weiterzusenden. Das System ist am 8. November 1870 eingeführt und am 14. November hat die Verwaltung die erste Nummer dieser Art eines telegraphisch-photographischen Journals in sehr kleinen Schriftzeichen empfangen, welches zu lesen nur der Gebrauch einer sehr starken Lupe gestattet. Bei Marne in Tours, dessen bedeutende Geräthschaften allein für ein so ausgebehtes Werk anreichten, wurden die Bogen zusammengesetzt, deren Photographie sogleich gedruckt wurde.

Die erste Nummer von 12 Centimeter in Quadratfläche enthielt 226 Depeschen aus allen Gegenden Frankreichs und des Auslandes.

Ebenso leicht, als die Besorgung eingerichtet wurde, bedurfte auch das Publikum nur der Anweisung, was es zu thun hatte, um diese kleine Zahl von Depeschen möglichst auszunutzen. Mehrere Familien in derselben Stadt, welche Verwandte oder Freunde in Paris hatten, vereinigten sich aus freien Stücken und sandten Gesamttelegramme in der Weise, daß 250 Depeschen in Wirklichkeit Nachrichten von mehr als 1000 Familien brachten. Die gewöhnliche typographische Zusammenstellung wurde auf dem Wege der Photographie mikroskopisch reduziert, so daß sie ein winziges Papierblättchen von 30 bis 40 Millimeter ausfüllte, welches zusammengerollt in eine Federpose verborgen wurde, die man mit 3 Federn der Länge nach an eine Schwanzfeder der betreffenden Brieftaube band. Dies Blättchen, durch eine starke Lupe betrachtet, kaum lesbar, hatte das Aeußere eines Journals mit 4 Spalten. Diejenige der linken Seite enthielt die Worte: „Dienst der Brieftaubenpost. Steenackers à Marchandie, 103 rue de Grenelle.“ Die 3 anderen Spalten dagegen enthielten den Wortlaut der Depeschen, eine nach der anderen ohne Weiß noch Zwischenreihen, alles auf der Vorderseite. Die in Paris am 25. November 4 Uhr früh mit der Nachricht von der Wiedereinnahme von Orleans eingetroffenen 266 Depeschen waren in 4 Stunden Zeit vergrößert und umgeseht und um 4 Uhr Abends an ihren Bestimmungsorten. Mit der Lupe, deren man sich bediente, kamen die Buchstaben auf die Größe der Buchstaben heraus, welche man zu den Minuskelanzeigen der „Times“ be-

nutzt. Die folgende Zeichnung zeigt die erste Seite der Depesche in der wirklichen Größe des Originals:



Vornehmlich zeichnete sich in Herstellung der Depeschen der Photograph Dragon aus, welchen ein aus Paris am 12. November abgegangener Luftballon nach mancherlei Gefahren nach Tours geführt hatte. Dieser machte in wahrhaft bewundernswürdiger Weise von der Photomikroskopie Gebrauch und ermöglichte dadurch, daß er nicht auf Papier, sondern auf ein eigens präparirtes Häutchen die verkleinerten Depeschen photographirte, außerordentliche Vortheile. Eine Taube konnte 18 solcher Häutchen, in einem Gesamtgewicht von  $\frac{1}{2}$  Gramm tragen, deren jedes etwa 3000 Depeschen enthielt, welche mit Hilfe des elektrischen Lichtes vergrößert 12 bis 16 Folienseiten einer großen Zeitung repräsentirten, so daß ein einziger dieser geflügelten Kuriere mehr als 50,000 Depeschen zu vermitteln vermochte. Dazu ließ sich die photographische Aufnahme trotz der trüben Wintertage so schnell ausführen, daß die um 12 Uhr Mittags übergebenen Depeschen bereits um 5 Uhr Nachmittags zur Absendung bereit waren. Um den richtigen Empfang der Depeschen zu sichern, wurden dieselben öfter, ja 20, 35, sogar 40 Mal vervielfältigt abgesandt.

Vermittelt des Luftballons hat man im ganzen 354 Brieftauben von Paris herausgebracht. Von diesen gelangten etwa 100 wieder zurück. Verschiedene davon haben die Reise zweimal und dreimal erfolgreich gemacht. Von der Gesamtzahl von 115,000 und, alle Kopien mit inbegriffen, 2,500,000 Depeschen, welche abgesandt worden, gelangten allerdings nur 52 Depeschen nach Paris. Dieses immerhin noch günstige Ergebnis beruhte vorzugsweise darin, daß die Brieftauben auf der ihnen längst bekannten Linie Paris-Orleans-Vlois-Poitier zu fliegen hatten.

(Schluß folgt.)

## Deutschlands Festzeit.

Skizzen aus den Jahren 1860—1863 von **H. S.**

### II.

In S., einem kleinen Städtchen an den südlichen Ausgängen des Thüringer Waldes gelegen, sah man an einem herbftlichen Sonntagmorgen des Jahres 1860 allerlei Flaggenweh und Laubgewinde an den Häusern und in den Straßen prangen.

Das Städtchen wunderte sich selbst über diesen ungewohnten Schmuck und mancher ehrfame Spießbürger, der mit der Nachtmütze über den Ohren aus den Fenstern blickte, schüttelte sein erstauntes Haupt über den Unfug, als er bemerkte, daß selbst sein eigenes Haus nicht verschont geblieben und an der Wasserlinie eine Guirlande befestigt worden war.

Die Turner des Städtchens hatten in der mondbeglänzten Herbstnacht die Häuser bekränzt und willig waren auch einige Besitzer der Aufforderung, die in dem Wochenblättchen sich befand, nachgekommen und hatten einige grün-weiße, schwarz-weiße und schwarz-roth-goldene Flaggen ausgestellt.

So wenige ihrer auch waren, so machten sie doch auf die harmlosen Gemüther der Einwohner einen großen Eindruck, da zum erstenmale seit dem Jahre 1821 ein öffentliches Schauturnen in dem Städtchen wieder stattfinden sollte.

Auf Veranlassung eines fremden Handwerksgehilfen, der seit einigen Monaten in dem Städtchen arbeitete, hatte sich nämlich, dem damaligen Zuge der Zeit folgend, ein Turnverein gegründet, der die große Zahl von 13 jungen Leuten umschloß, die auch dem Handwerkerstande angehörten; und da in dem kleinen Ge-

birgstädtchen das Handwerk niemals einen goldenen Boden besessen hat, so waren es sämmtlich arme Teufel, die sich der Turnkunst mit aller Hingabe widmeten.

Trotz ihres Eifers und trotzdem ihre Bemühungen sich des Wohlwollens des dortigen Gymnasialdirektors zu erfreuen hatten, waren die eigentlichen Bürgeröhne dem Verein fern geblieben und so fristete derselbe nur ein äußerst kümmerliches Dasein. Der Gymnasialturnplatz stand ihm allerdings zur Verfügung, aber die schlechte Witterung, die den September hindurch angehalten, hatte es unmöglich gemacht, die Uebungen regelrecht abzuhalten. Tragbare Geräthe aber, die in einem Saale benutzt werden konnten, waren zu theuer, als daß die geringen Beiträge der 13 jungen Leute ihre Anschaffung erlaubt hätten.

Es galt jetzt, einen großen Streich auszuführen.

Ein Turnfest, wenn auch in der späten Jahreszeit, sollte die Bevölkerung des Städtchens aus ihrer lethargie wecken und auf die Bestrebungen des Vereins aufmerksam machen.

Die Turnvereine der Nachbarstädte hatten ihren Besuch zugesagt, und nur das Wetter war eine ganze Zeit lang vor dem Festtage so schlecht gewesen, daß der Wismuth förmlich die Herzen der jungen Burken verzehrte und alle ihre Hoffnungen zu vernichten schien.

Doch Sonnabend gegen Nachmittag brach seit Wochen zum erstenmale die Sonne durch die dichten Wolken, die ein scharfer Wind vollends zerstreute, welcher Weg und Steg leidlich abtrocknete.

Es folgte eine ruhige herblich schöne Mondnacht, und früh schon lachte am Festtage die Sonne durch die langsam sich senkenden Nebelgestalten.

\* \* \*

In dem geräumigen Hofe des düstern Kreisgerichtsgebäudes stand ein bildhübsches, schlankes Mädchen und hing einige Wäsche auf die ausgespannte Leine, blickte zum Himmel und erwartete sehnsüchtig die hervorbrechenden Sonnenstrahlen, welche die Wäsche trocknen sollten. Man bemerkte unter derselben ein weißes Tüllkleid, welches jedenfalls auf dem Turnball, der des Abends in den Räumen des Schützenhauses stattfand, glänzen sollte.

Das Mädchen bot einen allerliebsten Anblick dar, wie es so dastand und mit den dunkelblauen Augen zum weißbläulichen Himmel blickte; gegen die dunkelblauen Augen stach das schwarzbraune Haar so eigentümlich ab, so fremd und doch so anziehend, daß man es dem jungen Manne, der unter das Eingangsthor getreten war, wohl nicht verübeln konnte, wenn er wie gebannt stehen blieb und seine Blicke mit ganzer Gluth auf der schönen Erscheinung ruhen ließ.

Doch bald wurde er bemerkt. Näher tretend bot er Gruß und Rechte dar, die auch mit lieblicher Verbeugung angenommen wurden.

Ich mochte nicht eher zum Begrüßungsempfange der fremden Turner zum Schützenhause gehen, bis ich dir „guten Morgen“ gewünscht, sagte der junge Mann, und freue mich, daß ich gerade dazu komme, um die Vorbereitungen zum heutigen Valle zu sehen. Wie werde ich mich aber erst freuen, wenn du, die Schönste der Schönen, heute in dem großen Saale des Schützenhauses, der unjereins sonst nicht offen steht, glänzt und aller Augen, auch die der vornehmen Leute, die sämmtlich erscheinen wollen, auf dich ziehest — und doch setzte er in einer Umwandlung von Trauer hinzu, wirst du nicht durch den Glanz dort geblendet werden, wirst du deinem Bräutigam, dem armen Tischlergesellen treu bleiben?

Die schöne Tochter des Gefangenwärters drückte dem jungen Burtschen, der eine stattliche Figur, ein frisches Gesicht und ein gutes Herz hatte, innig die Hand und flüsterte: Da kommt die Mutter, du weißt, daß sie etwas höher hinauf will und unser Verhältniß nicht gern sieht, doch sei ohne Sorge, ich bleibe dir gut.

Der junge Tischler grüßte die Frau Gefangenwärterin ehrerbietig und lud dieselbe zu dem Turnfeste ein, indem er für sie und ihre Tochter Billetts überreichte. Mit gelassenem Grusse nahm die Frau die Billetts an — der junge Mann empfahl sich und eilte, da mittlerweile die Glocke des nahen Kirchturms zehnmal mit dumpfem Klang die Zeit verkündete, dem Schützenhause zu, welches am anderen Ende des Städtchens lag.

\* \* \*

Von Ilmenau, von Meiningen, von Themar, von Hildburghausen, von Eisfeld, von Römhild und gar von Koburg waren gegen hundert Gäste eingetroffen, frische muntere Burtschen im Turngewand mit Bändern geschmückt. Die einzelnen Turnvereine hatten ihre Fahnen mitgebracht, schöne seidene goldgestickte, meist von den Frauen des betreffenden Ortes den Vereinen geschenkt, welche den Zug, der des Nachmittags stattfand, verherrlichten.

Die Begrüßung von Menschen, die sich niemals vordem gesehen, wenn sie wissen, daß sie ein gleiches spezielles Ziel anstreben, ist immer überaus herzlich — bezeichnerd aber ist es, daß das gemeinsame Ziel aller Menschen, recht glücklich zu werden, gerade das Gegentheil, eine überaus schlechte Begrüßung der Ringenden, erzeugt. Bei dem speziellen Ziel sind die Wege dieselben, sie laufen mindestens parallel, bei dem gemeinsamen Ziel sind sie sich zuwiderlaufend und das fortwährende Anprallen, das Niedergeworfenwerden bei solchem Rennen zum Ziele erzeugt Haß, Konkurrenzneid über den, der sich zuerst aufrast, Schadenfreude, wenn er wieder niederpurzelt.

Die Jugend, welche an dem frischen Herbstsonntagmorgen zusammen gekommen war, dachte allerdings noch nicht an derartige „Philosophasterieen“, sondern ihres speziellen gleichen Zieles bewußt, fühlte sie sich gegenseitig angezogen und begeisterte Begrüßungen und Freundschaftsbezeugungen dokumentirten solche Stimmung.

\* \* \*

Um 2 Uhr Nachmittags bewegte sich der stattliche Festzug durch die Straßen. Dem liebenswürdigen Bürgermeister, der das Fest in mancherlei Weise unterstützt hatte, wurde vor der Bürgermeisterei das übliche Hoch gebracht, auf welches er mit kurzen, herzlichen Worten dankte; dann bewegte sich der Festzug zum Marktplatz, wo die Festrede gehalten werden sollte.

Der junge fremde Handwerksgehilfe, der als die eigentliche Seele der Turnbewegung in dem Städtchen S. anzusehen war, hatte dieselbe übernommen. Noch niemals war derselbe öffentlich aufgetreten; als der Zug sich dem Marktplatz näherte und der Festredner, der auch zugleich Führer des Zuges war, die große Menschenmasse aus der Stadt und der Umgegend auf dem Marktplatz versammelt sah, da pochte ihm das Herz hörbar laut und schon wollte er die Ordre geben, daß der Zug über den Marktplatz direkt zum Schützenhause marschiren solle, wo dann auf dem mehr eingeschlossenen Turnplatz die Rede gehalten werden sollte, als die Musik schon einschwenkte und die nachrückenden Turner nach und nach einen Kreis um den in der Mitte des Marktplatzes gelegenen Stadtbrunnen bildeten.

Es war zu spät.

Unser Freund hatte seine Rede wohl studirt, es klang darin von Manneskraft und Vaterland, von Freiheit und Menschenwürde und besonders hatte er sich vorgenommen, der sogenannten besseren Gesellschaft ihre Exklusivität vorzuwerfen und sie aufzufordern, thatkräftig einzutreten für die Ideen der Jugend.

Angesichts der Menschenmenge waren all die schönen Gedanken in alle vier Windrichtungen verfliegen, und irrenden Auges suchte der junge Mann, der einige Stufen des Marktbrunnens emporgestiegen war, sie wieder zu fassen. Doch hierzu war keine Zeit vorhanden.

Mit zaghafter Stimme, Worte suchend, stammelnd hub er seine Rede an. Seine Freunde ermunterten ihn durch Zustimmung, doch immer wirrer wurden die geäußerten Sätze. Da fiel der Blick des Redners, der schon sein Fiasko vor Augen sah und um Entschuldigung für seine Kühnheit bitten wollte, auf eine große Gruppe von älteren Gymnasiasten, Commis, Beamten, die zusammen lispelten und flüsternd und höhnisch ihre Vorgneten auf den frechen Handwerksburtschen richteten.

Das half. Es färbte sich das vor Zaghaftigkeit blasse Gesicht des Redners purpuroth, die Stimme wurde laut, die passenden Worte fanden sich und mit natürlichem Pathos klang es hinaus der ganzen Volksmasse verständlich, es klang von Manneskraft und Vaterland, von Freiheit und Menschenwürde, und der Schluß der Rede wandte sich gegen diejenigen, welche der jugendlichen Volksbewegung Unverständnis und Hochmuth entgegenzusetzen wagten.

Andächtig hatte die große Menge den glühenden Worten gelauscht — die Gruppe der Commis, Gymnasiasten und Beamten hatte die Augen gesenkt, donnernde Bravos erklangen und ein Hoch auf Freiheit und Vaterland brannte durch die Lüfte.

Was der Redner gesprochen, das wußte er selbst nicht — es mußte ihm später erst von seinen Kameraden mütheilt werden; doch fand die Rede die ungetheilteste Anerkennung.

Unter den Klängen: „Was ist des deutschen Vaterland“ marschirte der Zug, dem sich die große Volksmenge anschloß, nach dem Schützenhause, hinter welchem der Turnplatz lag. Das ganze Volk sang das allerdings etwas sentimentale Lied von Moritz Arndt mit. Bedenkt man aber, daß dieses in einer preussischen Enklave geschah, so wird man sich nicht wundern, wenn dieserhalb von der erfurter Regierung Recherchen später angestellt wurden.

Das Schauturnen, welches nach dem Festzuge begann, war allerdings sehr primitiver Natur. Nur ein eisfelder Turner, der in Milwaukee längere Zeit geturnt hatte, und der eben erwähnte Festredner leisteten im Rürturmen Leidsliches. Doch wurden die betreffenden Uebungen mit großer Bewunderung und bedeutendem Beifall aufgenommen, da das anwesende Publikum durchaus nicht verwöhnt war und in den betreffenden Leistungen schon etwas ganz Außergewöhnliches erblickte. Die Schullehrer und andere „Notabilitäten“ sahen allerdings an den Freiübungen und dem Riegenturnen, daß auch eine gewisse „Schule“ nicht gemangelt hatte, und so war das gesammte Publikum völlig zufriedengestellt.

Nach dem Schauturnen fand eine Berathung der Turner statt, in welcher über die Verbindung der naheliegenden Vereine zu einem Gauverband berathen wurde.

\* \* \*

Auf dem Balle sah man in erster Linie der Tanzenden, viel umworben von den fremden Turnern, des Gefangenwärters schönes Töchterlein. Das weiße Kleid mit den bläurothen Schleifen schmückte die schlankte Gestalt, welche dem flüchtigen Reize gleich, kaum den Fußboden berührend, dort vor den Augen der Bewunderer verschwand, dort plötzlich wieder auftauchte.

Der brave Schreinergehilfe aber stand stumm und träumerisch in einer Ecke.

Während des Balles wurde eine Sammlung veranstaltet für verfolgte holsteinische Lehrer, patriotische Freiheitslieder deklamirt und gesungen bei immer wachsender Fröhlichkeit.

Der brave Schreinergehilfe, der sonst ein recht lustiges Blut war, stand immer noch stumm in der Ecke und nur ein aufmerksames Auge konnte das hohe Wogen der Brust erblicken, und nur ein aufmerksames Ohr konnte die unterdrückten Seufzer vernehmen, die sich der gepreßten Brust entzogen.

Der kleine Gott Amor war vielgeschäftig; dort schläng er unsichtbar leise aus den Haaren einer schönen Tänzerin für den Tänzer ein festes Band, welches denselben durch das Leben leiten sollte; hier lenkte er den heißen Athem der Tanzenden gegenseitig auf das glühende Gesicht, so daß die Flammen emporzschlugen, um nimmer zu verlöschen. Dort lächelte der böse Schalk dem schönen Töchterlein des Gefangenwärters in's Ohr, daß der seine, schlankte und so intelligent dreinschauende Glasmaler aus Zimenau doch viel liebenswürdiger sei, als der derbe Tischlergehilfe, und er lächelte das böse Wort solange, bis sie es glaubte.

Ueber 100 Personen aus allen Ständen traten an dem Abende dem jungen Turnverein theils als aktive, theils als passive Mitglieder bei — die ursprünglichen Dreizehn glühten vor Lust und Siegesbewußtsein — doch nicht alle.

Dem der brave Schreinergehilfe, der einer der eifrigsten der

Dreizehn gewesen, stand immer noch stumm in der Ecke, und als ein Freund ihm das fröhliche Ereigniß verkündete, nickte er so in sich versunken, daß derselbe erschreckt nach der Ursache seiner Mißstimmung frug. Keine Antwort, nicht ein Wort — der Freund wurde gerufen — die glühenden Blicke des Schreinergehilfen aber durchbohrten förmlich das schönste Paar, welches auf dem Tanzsaale sich in einem sinnberauschenden Walzer dahintwogte.

\* \* \*

Der Turnverein in S. nahm seitdem einen großen Aufschwung. Manches habe ich noch von ihm gehört, meist freudiges, aber auch eine traurige Kunde ereilte mich in meiner fernem Heimat.

Der junge Maler aus Zimenau führte nämlich die schöne Tochter des Gefangenwärters heim. Der Tischlergehilfe aber hatte in einem Anfälle von Wahnsinn in einsamer Nacht einen Schuß abgefeuert gegen das Fenster des Stübchens, in welchem seine frühere Braut schlief und darauf einen Selbstmordversuch gemacht, der aber gänzlich mißglückte.

Er konnte nun ein ganzes Jahr lang aus seiner Zelle hinausbliden auf den Hof, auf dem er frühmorgens am Festtage den Treuschwur erhalten, er konnte auch das ferne Dach des Schützenhauses erblicken, unter welchem Abends der Treuschwur gebrochen wurde.

Und dennoch kann man dem holdseligen Mädchen nicht zürnen, daß es sich einen andern erkoren, der ihr lieber und besser erschie. Sie hatte auch für sich eine glückliche Wahl getroffen, indem sie ein andres treues Herz gekniht.

Möge dasselbe sich wieder aufgerichtet haben! Ich habe weiteres von dem armen Tischlergehilfen nicht gehört.

## Parlamentarier.

### IV.

Dahlmann, der große Dahlmann, der Vater des deutschen Konstitutionalismus, der Prediger der politischen Dreieinigkeit.

Die beste aller Staatsformen ist der Konstitutionalismus; in einem konstitutionellen Staate muß jeder Staatsangehörige glücklich sein, alles politische und soziale Leben schmieg sich in die Form und es gibt ein schönes, prächtiges, untadelhaftes Glück und — Dahlmann ist der Staatsstoch. Solche oder ähnliche Gedanken müssen einen beschleichen, wenn man in Dahlmann's Geschichte der englischen Revolution liest. Die Altliberalen der vormärzlichen Periode gehörten durchweg der reichen Bourgeoisie an; daß sie die englischen Zustände liebten, daß sie den Professor Dahlmann als den Mann verehrten, der solche Zustände nach Deutschland übertragen wollte, ist wohl sehr begreiflich, — deshalb erklang auch überall in ganz Deutschland, soweit der Einfluß des Geldsacks reichte, jahrelang der Ruf: Dahlmann, der große Dahlmann!

Friedrich Christoph Dahlmann, geboren im Jahre 1785 in Bismar, 1812 Professor der Geschichte in Kiel, 1829 der Staatswissenschaften in Göttingen. 1837 aus Göttingen verwiesen, weil er mit noch sechs anderen Professoren gegen die Aufhebung der Verfassung protestirte (die göttinger Sieben), 1842 Professor der Geschichte zu Bonn, 1848 Delegirter Preußens beim Bundestage, arbeitete er den preußisch-deutschen Verfassungsentwurf mit aus, war Mitglied der deutschen Nationalversammlung, der preußischen ersten Kammer und des erfurter Parlaments. Er starb 1860.

Besonders in den Jahren 1848—49 war Dahlmann an seinem Plage. Die altliberale Bourgeoisie fühlte, daß sie zwischen zwei Feuern stand — auf der einen Seite die Revolution, auf der andern die Reaktion. Sie erkannte vielfach die traurige Rolle, die sie spielte; ihre großen Wünsche, die sie so laut geäußert hatte, und ihre Kräfte, die so schwach waren, und ihr Muth, der noch viel schwächer war, — ja, eine durchaus klägliche Rolle. Da kam Dahlmann, der der altliberalen Partei nach jeder Niederlage bewies, daß ihre Ohnmacht eigentlich „staatsmännische Klugheit“ gewesen sei.

Wie jubelten da die Philister! Wie heldenhaft schmiegten sie sich nach den jeweiligen Fußstritten, die sie von oben erhalten hatten!

Auch die Kaiseridee hat Dahlmann zuerst auf das Tapet gebracht, und bald hatte er es fertig, daß in der Bourgeoisie der Glaube sich festsetzte, daß der Erbkaiser zum „organischen Fortschritte“ Deutschlands gehöre.

Arnold Ruge fragte allerdings in seiner „Reform“ an, ob die Deutschen nicht noch zum Eichelstraß zurückkehren sollten, da das Kaiserthum von Dahlmann besonders als eine urgermanische Institution gepriesen worden sei. Sei, wie die Professoren über den Vermegenen hieselben, der die Kaiseridee verpörrte: er hatte kein „deutsches Herz“. Gradese, als wenn jetzt Jemand den Bismarckaktus verspottet — dann ist er ein „Reichsfeind“.

Im übrigen war Dahlmann von ekelhafter Bissigkeit und mit maßloser Arroganz behaftet, ein dunkelhafter Gelehrter, dem der Pöpp hinten hing, er mochte sich drehen wie er wollte. In der Paulskirche merkte man es allen seinen Reden an, daß er in jedem noch so zahmen Demotratzen einen Schuft sah.

Noch sei bemerkt, daß Dahlmann das Niederwerfen der berliner Revolution eine „rettende That“ nannte. Friede seiner Asche! H.

**Gift im Zucker.** Der „Standard“ sagt: „Das Auftreten der Cholera bei uns mag mit atmosphärischen Veränderungen, mit unreiner Luft, mit elektrischen Erscheinungen oder örtlichen Einflüssen in Verbindung stehen; ja, der Ursprung der Krankheit mag sogar im Diätwechsel zu suchen sein. Daß eine solche Veränderung wirklich eingetreten, ist allgemein bekannt. Auf unsern Märkten wird jetzt viel ungesunde thierische Nahrung ausboten. Andere Nahrungsmittel, deren Zubereitung wir nicht kennen, wobei man aber gewiß wenig an die Gesundheit des Konsumenten denkt, werden in unseren meisten Kaufläden gefunden. So wird zum Beispiel der Zucker, welcher aus Kuba und Brasilien kommt, auf eine Weise zubereitet, welche die französische und belgische Regierung verboten hat. Das Läuterungsverfahren und das letzte Klären des Zuckers hat unter den Männern der Wissenschaft ernstliche Bedenken erregt. Es heißt, daß sich der Gebrauch dieses Mittels (Weießig) auf Kuba und Brasilien beschränkt, aber da es 30 pCt. mehr Zucker gewährt, als das unschuldige Mittel (kohlenaurer Kalk) in den britischen Kolonien, so steht zu befürchten, daß es allgemein angenommen werden wird. Lähmung der Leber und der Nieren ist das erste Cholerasymptom, und Jedermann weiß, daß die gewohnheitsmäßige Aufnahme von Blei in den Körper Lähmung erzeugt.“

**Das Bäckerschupfen.** Von je ist das Volk geneigt gewesen, diejenigen schwer zu bedrohen und ihre Bestrafung zu verlangen, welche sich dadurch versündigten, daß sie das unentbehrlichste Nahrungsmittel, das „liebe Brod“ verfälschten oder vertheuereten. Es gibt in den verschiedenen Ländern auch verschiedene Strafen für derartige Vergehungen. Eine der originellsten dürfte das sogenannte „Bäckerschupfen“ sein, wie es in Alt-Wien Brauch war. Nämlich Bäcker, welche ungenießbares, oder im Gewichte zu geringes Brod buken, wurden in einen geschlossenen Korb gesetzt, welcher am Ende eines, in Gestalt einer einfachen Schaukel, angebrachten langen Balkens hing, und so in die Donau oder sonst in eine Bäche getaucht. Schon Herzog Albrecht der Zweite von Oesterreich ordnete im Jahre 1340 an: „die Bäcker sollen geschupft werden, nach altem Brauch“ — was natürlich ein viel höher hinaufreichendes Alter dieser Strafe voraussetzt, die erst unter Kaiser Joseph dem Zweiten eingestellt wurde. E. v. W.

## An meinen Sohn.\*)

Wie eilt die Zeit! — Nun sind es  
Gar fünfzehn Jahre schon,  
Als auf die Bahn des Lebens  
Du tratst, mein lieber Sohn.  
Dir standen die hellsten Sterne  
Zum ersten Augenblick,  
Und Liebe, nah' und ferne,  
Nahm Theil an unserm Glück.

Kein Gott ward je behelligt  
Mit einem Wunsch für Dich;  
Nur reicht ob Deinem Haupte  
Die Hand der Mutter ich:  
Da fand sich nur ein Wille  
Auf unsrer Liebe Bahn,  
Da haben, ernst und stille,  
Wir das Gelübde' gethan:

Ob Glück uns sei beschieden,  
Ob Unglück unser Loos,  
Ob Sturm und Wetter berge  
Der Zukunft dunkler Schoß —  
Dich soll doch nur erfreuen,  
Was gut dich macht und wahr,  
Und Deiner Kindheit Maßen  
Soll blühen immerdar.

Wie auch die Wetter tobten,  
Uns scheuchten von Haus und Thor,  
Dir haben wir erhalten  
Der Kindheit Blütenflor.  
Sein Duft bleibt Dir ein Segen,  
Ein heitres Licht sein Glanz,  
Wenn Dich auf iden Wegen  
Umgrauft der Schatten Tanz. —

Nun trittst du aus dem Eden!  
Weit vor Dir liegt die Welt,  
Du fürchtest keine Schranke,  
Du fühlst Dich ein Held.  
Dein Blick faßt alle Räume,  
Die Sehnsucht schwellt die Brust,  
Und selbst in Deine Träume  
Zieht ungeahnte Lust.

D, gegen diese Horde  
Hinaus, mein Sohn, zum Streit!  
Hier kannst Du nicht mehr irren:  
Du hörst den Ruf der Zeit!  
Du kannst um Gold und Klitter  
Kein Dienstmann werden — nein:  
Du wirst kein Gottesritter,  
Kein Fürstendiener sein! — —

Der Blick schweift zu den Gletschern,  
Die über den Wolken glüh'n,  
Und zu den weiten Meeren,  
Die tosend den Erdball umziehn.  
Ja, selbst die letzten Sterne  
Sind nicht dem Jüngling genug,  
Hinaus in die endlose Ferne  
Treibt ihn der Gedanken Flug.

Nur fort, mein Sohn! Die Wahrheit  
Ist solchen Fluges werth;  
Durch sie wird alle Sehnsucht  
Und jede Lust verklärt.  
Doch hüte Dich, daß nimmer  
Ein Glaube Dich umfängt,  
Und mit dem bösen Schimmer  
Dir Herz und Kopf bedrängt.

Glaub' nicht, mein Sohn, an Götter  
Und nicht an einen Gott,  
Nicht in der schönsten Stunde,  
Nicht in der größten Noth.  
Dir ist kein Himmel offen,  
Dir gähnt die Hölle nicht;  
Brauchst nicht auf Gnade hoffen  
Und fürchten kein Gericht.

Glaub' niemals einem Priester;  
Sein Segen und sein Fluch,  
Sein Beien und sein Singen  
Ist nur ein einziger Trug.  
Er will nur Kinder und Knechte;  
Drum wo die Tyrannei  
Zerbricht der Menschen Rechte,  
Sind Priester auch dabei.

Glaub' nicht, mein Sohn, an Herren  
Und Sklaven von Natur;  
Glaub' nicht, die müßten herrschen,  
Und die gehorchen nur.  
Mit Kette oder Krone  
Kam noch kein Mensch zur Welt,  
Und nur dem Recht zum Hohne  
Macht man zu Recht das Geld.

Nur an die Wahrheit glaube  
Und ihre ew'ge Macht;  
Sie sprengt alle Ketten,  
Erhellet jede Nacht.  
Kein Wahn, kein Trug besteht  
In ihrem reinen Licht,  
Und wenn die Welt vergehet,  
Vergeht die Wahrheit nicht.

Sie hat Dich hoch begnadet!  
Der erste Schritt, den Du  
In's bunte Leben wagemst,  
Führt Dich der Wahlstatt zu.  
Und bist Du auf dem Plane,  
So hat es keine Noth:  
Dir ziemt nur eine Fahne,  
Mein Sohn, und die ist roth!

Dein Platz ist, wo die Armen,  
Die Unterdrückten stehn,  
Die von den reichen Ernten  
Noch kaum die Spreu gesehn,  
Die ewig hämmern und wühlen  
Und Schätze schleppen zu Haus,  
Und stöhnen in den Mühlen  
Und keuchen bergab und bergauf.

Dein Platz ist, wo die Schaaren  
Mit bleichen Gesichtern stehn,  
Wo Männer, Weiber und Kinder  
Frierend in Lumpen gehn,  
Wo nur der Arbeit schände,  
Entsetzliche Sklaverei,  
Wo Geist und Herz eine öde,  
Unheimliche Wüstenei.

Sie kämpfen mit der Horde,  
Die kein Gewissen hemmt,  
Die Erd' und Meer und Himmel  
Verschachert und verschlemmt,  
Die mit dem Rechte rechet  
Und mit Gewalt es bannt,  
Und dann die Armen knechtet  
Und in die Focke spannt.

So geh' denn hin mit dem Glauben  
An der Wahrheit ewige Macht,  
Und duhde und kämpf' für die Freiheit  
Und halte für sie Wacht.  
Und blie das Herz, das warme,  
Doch ohne Freude und Lohn,  
Dann komm nur in meine Arme,  
Mein lieber, tapfrer Sohn!

\*) Ein Gefinnungsgenosse hat mit dem vorstehenden Gedichte seinem Sohne bei Vollendung von dessen fünfzehnten Lebensjahre die Richtung für sein künftiges Denken und Handeln und damit eine Art „Konfirmation“ im politischen und religiösen Rationalismus zu geben versucht. Die Gesühlswärme und die hohe Gefinnungslauterkeit, welche aus diesen Versen spricht, haben uns bewogen, dieselben zu veröffentlichen und sie unsern Lesern zur Beachtung, sowie diese Weise der Konfirmation zur Nachahmung zu empfehlen.  
Red. d. „N. B.“

**Der Gesandtenaal im Alcazar zu Sevilla.** Bis in's elfte Jahrhundert führt uns unser Bild (Seite 77) zurück — in jene glänzende Zeit, welche das Araberthum über Spanien heraufgeführt hatte. Das kulturfeindliche Christenthum war in der Person des christlichen Königs Roderich in der siebentägigen Schlacht von Xerez de la Frontera, am 19. Juli des Jahres 711, dem anstürmenden jugendfrischen Maurenvolke erlegen, und wenn auch Karl Martell durch den Sieg bei Tours (732) den Arabern die Unterjochung von ganz Europa endgiltig unmöglich gemacht, so behaupteten diese sich doch Jahrhunderte hindurch in Spanien. In Sevilla, Saragossa, Toledo und Valencia herrschten arabische Fürsten, und unter ihrer klugen und toleranten Regierung, die, in schroffem Gegensatz zu den christlichen Herrschern, allen Andersgläubigen, Christen sowohl als Juden, freie Religionsübung und ungehörten Erwerb gestatteten, blühten Künste und Wissenschaften, Handel und Ackerbau, wie nie zuvor und nie nachher in Spanien. — Der Alcazar war der prachtvolle Palast der maurischen Könige in Sevilla, der — ein kostbares Denkmal maurischen Kunstsinns — in diesem Jahrhundert völlig in maurischem Stile restaurirt worden ist. Im Alcazar war es auch, wo das über die gefährlichen muhamedanischen Feinde endlich doch triumphirende Christenthum im Jahre 1478 das erste Inquisitionstribunal errichtete, um den Kampf gegen alles menschlich Schöne und Gute mit Folter und Scheiterhaufen, so fanatisch und verrückt, wie es nur Pfaffen im Stande sind, weiterzuführen.

**Ein Prairiebrand.** Ich befand mich ungefähr tausend englische Meilen weit von Newyork und war eben an der östlichen Grenze des Staates Iowa angelangt. Da wurde mir ein Brief der Meinigen aus der Heimath nachgeschickt, in welchem, wie schon so oft, der Wunsch geäußert wurde, ich sollte unverzüglich nach Hause reisen, denn die Sehnsucht nach dem „Sohne in der Fremde“ sei allzugroß. Meine Gedanken schwärmten gen Osten, nach den grünen Fluren des lieben Deutschland, und ich fauete mit einer Geschwindigkeit von 30 englischen Meilen per Stunde dem Westen zu. Ermattet wie ich war — ich hatte die vorhergehende Nacht gleichfalls im Eisenbahnwagen zugebracht — schlief ich endlich ein. Als ich wieder die Augen aufschlug, stand der Kondukteur vor mir und sagte: „Sie haben nicht schlecht geschlafen! Das Abendbrot ist bereits vorüber“, aber ich konnte sie nicht aufrütteln. Wollen Sie sich nicht ein paar prächtige Feuer ansehen?“ Ich blickte unwillkürlich mit einem noch halbgeschlossenen Auge aus dem Fenster, war jedoch nicht wenig erstaunt, eine nicht endend wollende Feuerstrecke zu erblicken. Ich öffnete das Fenster, bog mich hinaus, konnte aber weder nach hinten noch nach vorn einen Anfang oder ein Ende des Feuers finden. Es war als ob eine lange, nicht gar zu breiter Strecke der Erde in vollen Flammen stände. Ich eilte nach der andern Seite der Coupe's, blickte durch's Fenster und mir bot sich ein noch schönerer

\*) Im Westen gibt es auf den Eisenbahnen sehr elegante Speisezimmer; man braucht den Zug nicht zu verlassen, um zu essen.

Anblick dar: Dasselbe Feuer, nur das üppige Gras breitere Strecken verheerend! Auch hier eine endlose Feuerstraße, trotzdem wir mit enormer Geschwindigkeit über die Prairie jagten. Am offenen Fenster stehend, das unbedeckte Haar dem Winde preisgebend, gab ich mich ganz der Wirkung dieser prächtigen Naturerscheinung hin! Wie viele Millionen pflanzlicher und thierischer Organismen erleiden bei einem solchen Brande den Feuertod, war mein erster Gedanke; wie majestätisch groß ist die Natur im Zerstören! Eine Todtenstille auf der ganzen unbauten Fläche, unterbrochen nur von dem regelmäßigen Rauchausstoßen der Lokomotive, und doch eine Zerstörung, ein Verheeren im Pflanzen- und Thierreiche, das in größerem Maßstabe wohl kaum gedacht werden kann. Der Kondukteur trat wieder an mich heran. „Obwohl ich oft diese Reise mache“, sagte er, „habe ich so bedeutende Feuer noch nicht gesehen.“ Was ist die Ursache derselben, fragte ich? „Das ist schwer anzugeben“ war die Antwort. „Das üppige Gras ist durch die glühende Sonnenhitze ganz vertrocknet und bedarf nur eines Funken um sich zu entzünden. Manchmal wollen die Farmer ihr noch zu bebauendes Land von dem Gras befreien, zünden einen Theil davon selbst an und bald brennt die halbe Prairie nieder, bis das Feuer an einer kultivierten Stelle des Bodens Halt machen muß. Die Funken der Lokomotive sollen auch schon manches Feuer verursacht haben.“ Im zoologischen Garten in Philadelphia hatte ich früher einmal eine größere Anzahl der sogenannten „Prairiehunde“ gesehen; es sind diese kleine gelbgraue Thiere, welche mich durch ihre possirlichen Sprünge öfters amüsirten. Wie viele dieser armen Geschöpfe starben heute Nacht den Feuertod, wie viele von ihnen werden heute Nacht noch sterben? — Weiter ging es nach Westen, immer weiter bis wir am nächsten Morgen im Staate Nebraska Halt machten. Bei Tagesanbruch verloren sich die Feuer in der Ferne, und auf der Rückreise durch den Staat Iowa, welche ich auf einer andern Eisenbahnbrücke zurücklegte, habe ich kein Feuer mehr gesehen. E. B.

**Die Hungersnoth in Indien.** Die Geschichte berichtet, daß die Menschheit seit Beginn der christlichen Zeitrechnung 239 mal von großer Hungersnoth heimgesucht worden ist, und diese periodisch wiederkehrende Plage hat unter allen Länderstrichen Indien am häufigsten bedroht und zwar in Zwischenräumen von je 15 Jahren. Wir wollen uns hier auf die neueren Fälle beschränken. Im Jahre 1869 und 70 wüthete in Indien eine Hungersnoth, welche zu den größten zählt, die je die Menschheit erlebte, und zwar zu gleicher Zeit in den Distrikten von Behar, Orissa und Bengalen, woselbst sie in 12 Monaten über drei Millionen Menschen hinwegraffte. 1784 und 85 verheerte infolge nicht genügender Ueberschwemmung des Landes durch den Nilaustritt der allgemeine Lebensmittelmangel ganz Egypten, wobei nach dem Bericht des französischen Reisenden Volney die Bevölkerung um ein Sechstel vermindert wurde! China mit seiner dichten Bevölkerung hatte auch sehr viel zu erleiden. Im Jahre 1787 ließ das Glend die Menschen alle Menschlichkeit vergessen, so daß Eltern ihre Kinder, Kinder ihre Eltern tödteten, um sich mit ihrem Fleische zu nähren. Auch Irland ward häufig von dem unheimlichen Gast besucht; hier sind die Jahre 1816, 1822 und 1831, und besonders das Jahr 1847 hervorzuheben, in welchem die Sterblichkeit so groß war, daß unter andern die Barone Skibberenn ihre sämtlichen 11,000 Einwohner verlor und so gänzlich entvölkert ward; im ganzen verlor England damals 500,000 Einwohner, und den materiellen Schaden veranschlagt man auf 160 Millionen Mark. Was endlich Indien anlangt, so trat in den Jahren 1781 und 82, nachdem vorher Hyder Ali das Land um Karnatik herum verwüstet hatte, eine äußerst drückende Hungersnoth ein, welcher zu steuern die Präsidenschaft von Madras sich genöthigt sah, da die Privatwohlthätigkeit nicht ausreichte, bedeutende Entläufe zu machen, von denen sie je 9 Pfund zu einer Rupie (2 Mark) an die Bevölkerung verkaufte. Nach kaum 7 Jahren kamen die Distrikte Bijagapatam und Gauziam an die Reihe, 1799 der Bezirk Dindipul, 1804 Tanjore und South-Arcot, wo 25000 Einwohner Hungers starben. Nach einer etwas längeren Reihe fruchtbarer Jahre wüthete die Hungersnoth 1824 um so schrecklicher. Die offiziellen Nachweise ergeben, daß damals 6 Pfund Reis eine Rupie kosteten. 1833 hatte besonders der Distrikt von Guntoor zu leiden, welcher von einer Einwohnerzahl von 500,000 150,000 verlor und einen materiellen Verlust von 45,500,000 Mark hatte. Noch schlimmer ging es im Jahre 1854 dem unglücklichen Lande Bellari, wo 2 Pfund Reis eine Rupie kosteten. Bei öffentlichen Arbeiten wurden Leute länger als 8 Monate beschäftigt. Der Ausfall, der durch die nicht gezahlten Steuern entstand und die 9,600,000 Mark für jene Arbeiten geben ein ungefähres Bild, welche Kalamität durch eine solche Landplage dem Gesamtstaate erwächst. Bei der nächsten Hungersnoth 1866/67 wurden vom 1. September bis zum 1. März 95,000 Hungrige auf Staatskosten ernährt und 20,000 Personen bei öffentlichen Arbeiten beschäftigt; trotzdem starben in den Distrikten von Valari und Madura allein 200,000 Menschen Hungers. Die Ursache dieses so häufig wiederkehrenden Unglücks ist in der Unzulänglichkeit der Bewässerungsanlagen und Kanalisationsbauten, sowie in der Jahrlässigkeit der Ueberwachung dieser Anlagen seitens der Beamten zu suchen. Seit die Engländer im Besitz von Indien sind, haben sie freilich vor lauter Eroberungen nicht an so

umfangreiche und kostspielige Arbeiten auf einem so weitausläufigen Gebiete denken können. Während den letzten 25 Jahren sind allerdings mancherlei Besserungen unternommen worden, welche freilich bald zu Gunsten von Eisenbahnbauten hintangestellt wurden. — In dortigen Gegenden wird meist Ackerbau getrieben und zwar nach 2 Systemen, dem trockenen und dem feuchten, wie sie die Engländer nennen; auf den Landstrecken, welche nach dem feuchten System mit künstlichen Bewässerungsanlagen versehen sind, wird durchweg Reis, auf dem übrigen Land Baumwolle, Indigo und Delpflanzen, als Kaps und dergleichen, gebaut. Wo nicht während der südwestlichen Monsune (einer Art regelmäßig wehender Winde) genügender Regen fällt, hat man große Reservoirs oder Wasserbehälter angelegt, in welchen Regen und das Wasser von Bergströmen und austretenden Flüssen aufgefangen wird, oder auch Kanäle und Veriefungsanlagen aller Art. Aber auch die künstlichen Vorrichtungen hindern nicht, daß das Wasser zu Zeiten gänzlich mangelt, Reservoirs und Brunnen trocken aus, und man ist ausschließlich auf die Günst des Himmels angewiesen. (Schluß folgt.)

### Sokratische Weisheit.

Von der einen Seite hat der Mensch einen natürlichen Hang zur Freundschaft. Einem bedarf den Andern; man fühlt sich zum Mitleiden geneigt, man leistet sich thätige Hilfe und die Wahrnehmung dessen erregt das Gefühl der Dankbarkeit. Auf der andern Seite liegt in der Natur des Menschen auch etwas Feindseliges. Man findet die gleichen Gegenstände schön und angenehm und möchte sie besitzen. Darüber geräth man in Streit. Man ist in den Ansichten und Meinungen getheilt und entzweit sich. Die Habacht verträgt sich nicht mit wohlwollenden Gesinnungen und Reid gebärt Haß. Gleichwohl wendet sich die Freundschaft durch alle Hindernisse hindurch und knüpft zwischen edlen und rechtschaffenen Menschen ein festes Band. Aus Liebe zur Tugend wollen diese lieber nicht mehr als sie bedürfen, als mit Unrecht noch so viel besitzen. Es kostet sie wenig, selbst zu hungern und zu dürsten, um andere zu speisen und zu tränken; auch in der Liebe wissen sie sich zu maßigen, um nicht andere unverdienter Weise zu kränken.

Es würde wohl seltsam sein, wenn ein Kuhhirte, dessen Heerde sich verminderte und dessen Kühe vom Fleische abfielen, gleichwohl kein schlechter Hirt heißen wollte; aber noch seltsamer wäre es, wenn ein Regent, unter welchem die Bürger sich verminderten und verschlimmerten, sich dessen nicht schämte, noch ein schlechter Regent heißen wollte.

### Korrespondenz.

**Berlin.** Ro. Dank für die berichtigende Bemerkung. Dieselbe soll Berücksichtigung finden. Wenn Sie das Regel- und Willkürspiel, als eine Art Turnen“ zu Ihrer Erholung treiben, so haben Sie, als Kopiarbeiter, vollkommen recht. Für den Handarbeiter ist solch Körperturnen aber jedenfalls viel weniger nöthig, als irgend eine Art der Geistesturnerei. Ihr Artikel erscheint, sobald wir mit dem noch länger liegenden Manuscriptvorrath ausgeräumt haben. — S. 2. Ihre Mitarbeiterschaft an unserer Schachspalte ist uns sehr willkommen. An der Anleitung zum Schachspiel arbeitet, wie die letzten Nummern zeigen, bereits ein anderer Freund der „R. W.“. Senden Sie gefälligst zwei- bis dreizählige Probleme und interessante Partien ein! — Musiklehrer H. R. und Stud. Th. B. Was uns doch unweilens für merkwürdige Vorwürfe gemacht werden! Sollen werfen uns unsere Gegner vor, wir predigten die freie Liebe; Sie dagegen schieben uns in die Schuhe, wir wollten „die Lehre von der Eintheilung“ als „unumstößliche ewige Wahrheit“ geachtet wissen! Davon ist aber natürlich ebensovienig die Rede als von dem ersten: wir halten die „Eintheilung“ aus Mitleidensgründen für jede um geistigen Fortschritt bemühte Menschengemeinschaft geboten und werden sie grade so lange verteidigen, als sie uns eben zweckmäßig erscheint, nicht aber „ewig!“ — H. W. Sie können von der Expedition der „R. W.“, Leipzig, Färberstr. 12, jede Nummer erhalten.

**Chemnitz.** S. I. Ihr Heimathsort hat sich in der That während dieses Jahrhunderts in einer für Europa beispiellosen Weise vergrößert. Im 1800 zählte Chemnitz ungefähr 9000 Einwohner, eine Zahl, die ja nun bald überschritten sein wird.

**Stockholm.** S. K. Der achtzehnte Brumaire des Jahres VIII. der ersten französischen Republik, nach unserm Kalender der 9. Nov. 1799, war der Tag des Staatsstreichs, mit welchem der erste Napoleon die Directorialregierung stürzte und sich als ersten Konul, mit aller Machtvollkommenheit eines konstitutionellen Herrschers auszeichnet, an die Spitze der Republik stellte. Der Brumaire ist der vom 23. Oktober bis 21. November dauernde „Rebelmonat“ des republikanischen Kalenders.

**Breslau.** W. Ad. Für Gebieth „Die politischen Radikaler“ zeigt eine tüchtige Portion von Sprach- und Reingewandtheit und würde nach sorgfältiger reaktioneller Korrektur für ein Lokalblatt, das sich mit jener Sorte von Radikaldächern herumschlagen hat, vielleicht verwendet werden können. Von den Lesern der „R. W.“ wissen aber drei Viertel kaum den Hörsagen nach von den besungenen Achtundvierzigen, die, wie der „alte Stein“ einst, folettirend mit der schwarz-roth-goldnen Kolarde, durc ihre fulminanten Freireisepanzen demokratische Klubs begeisterten und jetzt längst in demüthiger „Reichthume“ zu Kreuze getrocknet sind.

**Nürnberg.** M. R. Wenn Sie der Redaktion des „R. F. Sozialdem.“ nachweisen, daß die Gicht- und Rheumatisismusanahme auf einen Schwindel hinausläuft, so wird sie den weiteren Abdruck derselben ungewisslich verhindern.

**Deberan.** R. B. D. Die Porträts, welche Sie in der „Neuen Welt“ zu sehen wünschen, sind nicht so leicht zu haben. Ob sich solche von Parlamentariern, die sich ernstlich um das Volk verdient gemacht, auch ohne Sozialisten zu sein, beschaffen lassen, wollen wir sehen. Wenn Sie meinen, daß die „Personen aus vergangenen Jahrhunderten“, deren Bilder die „R. W.“ gebracht hat, für unsere Leser „nicht grade von sehr hohem Interesse“ sind, so sind Sie im Irrthum. Wie nämlich sind der Ueberzeugung, daß sich die große Mehrheit unserer Leser für alle Menschen, die der Menschheit anerkenntwerthe Dienste geleistet haben, auf das lebhafteste interessiert. Und ausschließlich von solchen dringt die „R. W.“ Porträts!

(Schluß der Redaktion: Donnerstag, den 1. November.)